

# DENKEN + GLAUBEN

Nr. 190 Winter 2018

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)



# BEING EUROPE





# Editorial



„Die Grenze ist der eigentlich fruchtbare Ort.“  
Paul Tillich

Das Cover und die Bildseite der Ausgabe dieser Zeitschrift zum Thema „Being Europe“ zeigen Werke einer Serie des steirischen Foto-Künstlers Branko Lenart. Sie sind für die Diözesan Jubiläumsausstellung „Grenze – Öffnung – Heimat“ im südsteirischen Schloss Seggau, dem ehemaligen Bischofssitz unserer Diözese nahe der steirisch-slowenischen Grenze, entstanden. Dort war auch eine Fotoserie der weltbekannten Fotografin Inge Morath zu sehen, die sich in ihrer letzten Arbeit kurz vor ihrem unerwarteten Tod auf Spurensuche in die slowenische Štajerska, der Heimat ihrer Vorfahr/inn/en, begeben hatte. Während Moraths beeindruckend-berührende Schwarz-Weiß-Fotografien durch willkürliche Grenzziehungen getrennte Bauerngehöfte und Wiederentdeckungen lebendiger Traditionen von längst nur mehr als Erinnerung gedachtem Brauchtum zeigen, setzt Lenart in seinen konzeptuellen Foto-Diptychen auf die Assoziationsfähigkeit der Betrachter/innen: Mit den Unterarmen des Künstlers im Bild ist die Mur als Grenzfluss an zwei unterschiedlichen Stellen jeweils flussauf- und flussabwärts zu sehen. Der im slowenischen Ptuj/Pettau geborene Künstler, der mit seinen Eltern 1954 in die österreichische Steiermark ausgewandert ist, will als Grenzgänger auf die Tatsache aufmerksam machen, dass die Steiermark/Štajerska ein Kulturland diesseits und jenseits einer Landesgrenze ist.

Die Europäische Union hat einiges zur Wiederentdeckung dieser gemeinsamen Geschichte und Kultur beigetragen, und doch war es gerade diese Grenze an der „Balkanroute“, an der Bilder entstanden sind, die – populistisch vereinnahmt – zu Angstbildern wurden. Zur damals unter veränderten Vorzeichen entstandenen, stark emotionalisierten Debatte um europäisch-abendländische Werte, die noch lange nicht zu Ende geführt ist, versucht dieses Heft einen differenzierten Beitrag zu leisten und versammelt Beiträge aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Die tschechische Schriftstellerin Radka Denemarková hat mir in einem Interview zu ihrem mehr als tausendseitigen, in China angesiedelten Roman, den sie als Grazer Stadtschreiberin in ihrem Domizil am Schlossberg vollenden konnte, gesagt, dass er für sie eine Auseinandersetzung mit europäischen Werten sei. Wir freuen uns, dass wir die Rede, die sie im Rahmen der Eröffnung des Internationalen Zentrums zur Förderung der Menschenrechte im Grazer Rathaus gehalten hat, in diesem Heft veröffentlichen können. Auch im Gespräch mit Frère Alois Löser, dem Prior der ökumenischen Gemeinschaft von Taizé, die als Friedensprojekt gegründet worden ist, geht es letztlich um europäische Werte aus christlicher Perspektive.

Mit den besten Wünschen für eine anregende Lektüre darf ich mich abschließend bei unserer Chefredakteurin Christine Rajič bedanken, die nach viel zu kurzer Zeit das Team der Katholischen Hochschulgemeinde verlässt, um sich intensiver dem Abschluss ihres Dissertationsprojektes widmen zu können. Für ihre präzise, umsichtige und engagierte Arbeit darf ich ihr ganz herzlich danken!

Eine beschauliche Adventzeit und ein gesegnetes Weihnachtsfest wünscht  
Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

## BEING EUROPE

### Gegenseitigkeiten

*Europa: Zwei Arten von Identität*

Von Elgrid Messner (2)

Von Agnes Hobiger (3)

Die Kreuze würden von den Wänden fallen, wenn sie könnten ... (4)

Von Burkhard Hose

Macht durch Grenzen und Freiheit in Vielfalt: Ein Widerspruch der EU? (7)

Von Petra Wlasak

Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit (10)

Von Radka Denemarková

Europa weiterdenken – Eine konstruktive Annäherung eines jungen Europäers (14)

Von Jakob Ulbrich

Schritte über Grenzen wagen! (17)

Alois Kölbl im Gespräch mit Frère Alois, dem Prior der Gemeinschaft von Taizé

Im Herzen die Welt (20)

Von Jennifer Brunner

Alte Texte und neue Wirklichkeiten (22)

Von Christine Rajič

Ein Wort. (26)

Von Jörg Wilkesmann

Ununpolitisch (27)

Von Harald Koberg

KHG – AKTUELL (28)

# Gegenseitigkeiten

Europa: Zwei Arten von Identität  
Von Elgrid Messner

Die Last einer an Widersprüchen reichen Geschichte liegt schwer auf der europäischen Identität. Europa ist ebenso der Geburtsort der Demokratie wie jener des Faschismus. Hier nahm der Aufstieg des Kapitalismus seinen Anfang, aber hier entstand auch die Arbeiterbewegung als Gegenpart dazu. Der moderne Nationalismus hat hier seinen Ursprung ebenso wie der solidarische Internationalismus.

Genauso widersprüchlich wie die Geschichte Europas ist auch der Prozess seines Zusammenwachsens, der sich aus unterschiedlichen Triebkräften speist: einerseits aus dem Willen seiner Eliten, auch auf internationaler Ebene als Wirtschaftsmacht eine wichtigere Rolle zu spielen, andererseits aus der Sehnsucht seiner Bevölkerung nach Frieden und – damit verbunden – nach sozialem Ausgleich. „Gemessen am Frieden ist die Nation nicht mehr das höchste aller Güter“, sagte der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt.

Dieser friedens- und sozialpolitisch orientierte Europagedanke, aus dem allein eine positive europäische Identität hervorgehen könnte, ist leider im Schwinden begriffen. Das hat vor allem zwei Gründe: Der letzte Krieg ist – zum Glück – in eine für die Mehrheit der heute Lebenden nebelhafte Ferne gerückt; der Frieden ist selbstverständlich geworden. Und eine Politik des gerechten Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit ist schon seit den achtziger Jahren obsolet. Seit damals hält die Entwicklung der Löhne und Gehälter nicht mehr Schritt mit dem Wirtschaftswachstum.

Das Vakuum, das der stille Untergang der positiven Utopie eines demokratischen und sozialen Europas hinterlassen hat, wird jetzt von der extremen Rechten mit neuen Leitmotiven gefüllt – zum Beispiel mit der „europäischen christlich-jüdischen Leitkultur“, dem „Europa der Völker“ oder nebulösen „europäischen Werten“. Eine besondere Ironie liegt darin, dass diese neuen Identitätskonzepte gerade von jenen Kräften lautstark vertreten werden, die weder dafür bekannt sind, dass sie die jüdische Komponente einer solchen angeblichen Leitkultur besonders geschätzt noch die anderen Völker des Kontinents mit besonderem Respekt behandelt hätten.

Dieses neue europäische Identitätsprojekt, dessen Konturen sich immer deutlicher abzeichnen, reduziert Europa auf eine Festung zur Abschottung vor Migration und auf den freien Waren- und Kapitalverkehr. Werte wie Menschenrechte, Demokratie und internationale Solidarität sind in ihrer

Bedeutung im Rückzug und welche Entwicklung die Nationalstaaten nehmen, soll ihnen überlassen bleiben. Eine gemeinsame europäische Identität kann so natürlich nicht entstehen. Setzt sich dieses Projekt durch, dann hat sich auch der Traum vom vereinten Europa erledigt.

Wie kann man einer solchen Entwicklung entgegentreten, bevor es zu spät ist? Die Vorschläge liegen schon lange auf dem Tisch: Europa muss ebenso ein gemeinsamer Sozialraum werden wie es ein gemeinsamer Wirtschaftsraum ist – mit sozialen Mindeststandards, Mindestlöhnen und einer Verhinderung des Steuerwettbewerbs nach unten. Ein solches Europa des Wohlstands und der sozialen Sicherheit böte eine solide materielle Basis für eine europäische Identität.

Diese bedarf aber auch einer intellektuellen und emotionalen Dimension. Dafür sind zumindest zwei Voraussetzungen nötig: Bildung, die auf die Herstellung von Demokratiefähigkeit, Toleranz und Dialogbereitschaft abzielt, und die Förderung aller Möglichkeiten, vor allem für Jugendliche, europaweit (und darüber hinaus!) Kontakte zu knüpfen, die persönliche Begegnung zu pflegen und an gemeinsamen Projekten zu arbeiten – nicht nur für den Nachwuchs der ökonomischen und wissenschaftlichen Eliten, sondern für alle: vom Schüler / von der Schülerin über den Lehrling bis zum/r jungen Arbeiter/in. Erasmus+ 2021 ist – wenn das Programm in der vorgeschlagenen Form verwirklicht wird – ein richtiger Schritt in diese Richtung.

Elgrid Messner ist seit 2012 Rektorin der Pädagogischen Hochschule Steiermark. Sie ist promovierte Erziehungswissenschaftlerin der Schulpädagogik und ausgebildete AHS-Lehrerin für Englisch und Deutsch. Als Lehrerin, Schul- und Organisationsentwicklerin sowie Leiterin des Instituts für Forschung, Wissenstransfer und Innovation war sie sowohl in der pädagogischen Forschung als auch Praxis tätig.



Foto: Furgler

# Gegenseitigkeiten

Europa: Zwei Arten von Identität  
Von Agnes Hobiger

Im Jahr 2011 begann die Ostertagung auf Burg Rothenfels mit einer höchst eigentümlichen Veranstaltung. Unter dem Titel „Versammlung der Ich-linge“ trafen sich alle Teilnehmer/innen im Rittersaal, um sich einer merkwürdigen Prozedur zu unterziehen: Der Gruppe wurden die unterschiedlichsten Fragen gestellt. Ausgehend von der Frage „Warst du schon öfter auf der Burg oder ist dies dein erstes Mal?“ wurde das Publikum immer wieder gebeten, sich in unterschiedliche Raumhälften zu begeben und zu den Fragen Stellung zu beziehen. Schon bald wurde klar: Es gab keine zwei Menschen, die sich bei allen Fragen der gleichen Gruppe zugeordnet hätten. Zusammen und doch gleich wieder getrennt durch die nächste Frage bewegten sich die Ich-linge durch den Raum. Eine der Fragen, die damals gestellt wurden, eine der wenigen, die mir dauerhaft im Gedächtnis bleiben sollte, war diese: „Fühlst du dich eher als Deutsche/r oder als Europäer/in?“ Für mich als Österreicherin war die Frage relativ leicht zu beantworten; die wenigsten Österreicher/innen fühlen sich heute schließlich als Deutsche. So stellte ich mich zur Gruppe der Europäer/innen. Mich verblüffte allerdings, dass sich auch die Mehrzahl der Deutschen im Raum dieser Gruppe zuordnete. Für sie war – im eigenen Land – die Zugehörigkeit zu Europa ein stärkeres Identifikationsmerkmal als das Bekenntnis zu Deutschland. Für mich dagegen stand gerade die Abgrenzung zu Deutschland im Fokus. Sie war der Grund für meine Entscheidung.

Ein paar Jahre älter, ein paar Reisen weiser würde ich mich heute auch in Österreich eher den Europäer/inne/n zurechnen. Dazu tragen Erfahrungen bei, die bei unterschiedlichen Treffen in den Ländern Europas zu einem anderen Selbstverständnis geführt haben: die Erkenntnis, dass alle Erasmus-Student/inn/en – in welchem Land sie sich gerade auch befinden – das gleiche grammatikalisch nicht ganz sattelfeste, aber leidenschaftliche Englisch sprechen; dass man – ob in Wien, Bratislava, Prag oder Budapest – überall auf die gleichen Bauwerke stößt; dass die einheitliche Währung innerhalb der Eurozone dazu führt, dass man sich – nach einer Durchquerung der Schweiz in Frankreich angekommen – denkt: „Halleluja, ich bin wieder in Europa!“ Seit den Anfängen der EU in den 1950er-Jahren wurde und wird viel unternommen, um das Gefühl der Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit zu stärken, und diese Bemühungen haben Früchte getragen. Ich gehöre zu einer Generation, die den Eisernen Vorhang nur noch aus Erzählungen kennt, für die sowohl das Schengener

Abkommen als auch die Währungsunion zum Alltag gehören. Visa und Grenzkontrollen haben für uns in erster Linie mit Transkontinentalflügen zu tun.

Haben? Nein. Hatten. Grenzkontrollen sind traurige Realität, wenn man heute durch Europa fährt. Man plant seine Reisen seit ein paar Jahren wieder anders; rechnet mit Staus an den Grenzen, mit Verzögerungen am Walsertal, am Brenner oder vor dem Karawankentunnel. Die so genannte „Flüchtlingskrise“ im Jahr 2015 hat uns vor allem erschreckt, weil wir erkannt haben, wie viel noch am System Europa gebaut, verändert und verbessert werden muss; wie wenig die Gemeinschaft und Solidarität der Staaten in den Köpfen der europäischen Bürger/innen, aber auch ihrer Politiker/innen verankert ist. Wie leicht man dazu übergeht, wieder den eigenen Staat als höchste Instanz einzusetzen. Und: Wie einfach ein Staat sich dazu entschließen kann, nicht mehr Teil der europäischen Wertegemeinschaft sein zu wollen.

Und doch bin ich Europäerin – jetzt erst recht. Heute ist die Antwort für mich auch zu einem politischen Statement geworden: zu einem Bekenntnis zur Solidarität mit unseren Mitstaaten, zu der Erkenntnis, dass Österreich allein viel zu klein und unwichtig ist in dem großen Machtgefüge der Politik, zu der ausgesprochenen Hoffnung, dass der Traum der Vereinten Staaten von Europa kein Traum bleiben wird. Der Traum einer Europäischen Union, die keine Zäune bauen muss, weil sie stark genug ist, die Menschen, die zu ihr flüchten, aufzunehmen und mit ihnen zu wachsen.



Agnes Hobiger, geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs. „Denken+Glauben“-Redaktionsmitglied.

Foto: Hobiger

# Die Kreuze würden von den Wänden fallen, wenn sie könnten ...

Von Burkhard Hose



Foto: Beatrice von Weizsäcker

## Europa, du bist also christlich?

So wird es zumindest seit einigen Jahren in verschiedenen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union behauptet. In Ungarn wurde im Juni 2018 deshalb zum siebten Mal die Verfassung geändert. Seitdem ist nicht nur Obdachlosigkeit grundgesetzlich verboten; die Verfassung trägt nun außerdem allen staatlichen Institutionen auf, dass sie „die christliche Kultur schützen“ müssen und „keine ausländische Ethnie in Europa angesiedelt werden“ dürfe. Die nationalkonservative PiS-Regierung in Polen und die österreichische Bundesregierung aus ÖVP und FPÖ gefallen sich in der Rolle der Hüter des „christlichen Abendlandes“. Und in Deutschland prägen seit nunmehr vier Jahren Holzkreuze in schwarz-rot-goldenen Farben die Demonstrationen der so genannten „Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“ (PEGIDA). In der politischen Auseinandersetzung um das Thema Zuwanderung bemühen konservative

Politiker/innen gerne den Begriff der „christlichen Leitkultur“ als Maßgabe für die Integration von Migrant/inn/en. Der bayerische Ministerpräsident Markus Söder führte schließlich im April 2018 einen Kabinettsbeschluss herbei, der die Anbringung von Kreuzen im Eingangsbereich aller Behörden des Freistaats vorschreibt. In einer ersten Begründung erklärte der Ministerpräsident, das Kreuz sei kein Zeichen einer Religion, sondern „das grundlegende Symbol der kulturellen Identität christlich-abendländischer Prägung“.

Das Kreuz und mit ihm das Christentum rücken also zunehmend in den Mittelpunkt politischer Auseinandersetzungen. Das Besondere daran: Dies geschieht weitgehend ohne das Zutun und bisweilen sogar gegen den heftigen Widerstand der christlichen Kirchen. Und all das geschieht in Gesellschaften, in denen das Christentum im alltäglichen Zusammenleben und in der persönlichen

Lebensgestaltung der Menschen immer mehr an Bedeutung verliert. Es scheint sich beinahe so etwas wie eine Christianisierung des Abendlandes ohne Christ/innen zu ereignen. Das zentrale christliche Symbol pervertiert dabei vom Zeichen der Ohnmacht und Solidarität mit den Schwachen zu einem aggressiven Feldzeichen völkisch-nationalistischer Bewegungen im Kampf gegen den Islam. Dabei ist in diesem Kampf der Islam selbst nur ein Platzhalter für das viel größere Thema der Migration. In den Händen Regierender wird das Kreuz derweil zum Machtsymbol: Die medienwirksame Aufhängung eines Kreuzes in der Bayerischen Staatskanzlei durch den Ministerpräsidenten war eine Demonstration der Vormachtstellung gegenüber „fremden Kulturen“. Markus Söder handelte dabei nicht als gläubige Privatperson, sondern aus der Position der Macht heraus.

Am 3. Oktober 2018 versammelten sich in München bei einer Großkundgebung 40.000 Menschen unter dem Motto „Jetzt gilt's – Gemeinsam gegen die Politik der Angst“. Viele christliche Initiativen und Ordensgemeinschaften schlossen sich dem Protest an. Inmitten der Menge stand eine Ordensfrau mit einem Schild in der Hand. Die Aufschrift: „Das Kreuz hängt schief“. Ja, es ist tatsächlich etwas in eine Schiefelage geraten in Europa. Die Ordensfrau wollte mit ihrem Schild aufmerksam machen: Das Kreuz taugt nicht als Machtsymbol und erst recht nicht als Kampfzeichen. Das Christentum ist weder eine National- noch eine europäische Religion. Es ist nicht zu trennen von dem, der am Kreuz hing und dessen Handeln und Predigt eine ganz andere Sprache sprechen als die der kulturellen Überlegenheit und politischen Macht. Das Kreuz steht vielmehr grundsätzlich in kritischer Distanz zu jeder Macht, die sich über andere erhebt. Es steht immer auf der Seite der Geringgeachteten, der Verfolgten. Es ist das Zeichen ihrer Würde. Den Mächtigen ist es Mahnung, ihre Macht nicht zu missbrauchen, sondern aus der Perspektive der Niedrigsten zu handeln.

Zugespitzt habe ich deshalb bereits im Herbst 2017 in der Diskussion um die deutsche Abschiebep Praxis nach Afghanistan geschrieben: „Ich pfeife auf ein ‚christliches Abendland‘ mit Schulkreuzen an der Wand, Burkaverbot, mit all seinen christlichen Feiertagen und seiner behaupteten ‚Leitkultur‘, das Menschen bewusst in Lebensgefahr abschiebt oder zu Tausenden im Mittelmeer ertrinken lässt. Die Kreuze in den Gerichtssälen und Schulen würden von den Wänden fallen, wenn sie es könnten!“

Es ist an der Zeit, dass sich Christ/innen laut – im Sinne von deutlich – zu Wort melden und ins Gespräch bringen, welchen positiven Beitrag die christliche Botschaft tatsächlich für ein Zusammenleben der Menschen in Europa leisten kann. Die Stimme der Christ/innen formt sich dabei inzwischen eher zu einem Umkehrruf in der Tradition biblischer Prophet/innen, die immer wieder in

ihrer Zeit Ungerechtigkeit und den Missbrauch von Macht angeprangert haben. Wenn sich Europa tatsächlich von christlichen Werten, die in seiner Geschichte eine unbestreitbar prägende Rolle gespielt haben, leiten lassen will, dann gilt es, diese Werte zu praktizieren und nicht nur das „christliche Abendland“ zu behaupten.

Den nationalistischen Strömungen in Europa ist dabei zunächst entgegenzuhalten: Es war eine der großen Errungenschaften in der biblischen Tradition, dass die Solidarität mit den Schwächeren irgendwann nicht mehr an den Grenzen des eigenen Sippenverbandes oder später des Nationalstaates Halt machte. Die Universalisierung des Heilsgedankens in der Bibel ging einher mit einer Universalisierung der Solidarität. Folgerichtig stehen die Kirchen mit ihrem universalen Sendungsauftrag und mit ihrem grenzüberschreitenden karitativen Handeln in einem prinzipiell kritischen Spannungsverhältnis zu nationalstaatlichem oder territorialem Denken. Viele Kirchengemeinden, Ordensgemeinschaften und christliche Initiativen leben das ganz praktisch – und das schon seit vielen Jahren. Internationale Partnerschaftsprojekte, der Einsatz für den fairen Welthandel, die Sternsingeraktion und die Arbeit der großen Hilfswerke machen deutlich: Es gehört zum Selbstverständnis der Christ/innen, über Grenzen hinweg solidarisch zu sein. Nationalstaatlicher Egoismus oder gar fremdenfeindlicher Nationalismus sind mit christlicher Nächstenliebe unvereinbar. Will Europa tatsächlich christlicher werden, braucht es eine radikale Umkehr. Dem zunehmenden Nationalismus ist politisch ein konsequenter Universalismus entgegenzusetzen.

Es ist zudem an der Zeit, das Christentum nicht länger mit „Konservativsein“ zu übersetzen, sondern mit „Erneuerung“ und „Umdenken“. Es ist Zeit, den prophetischen Auftrag Jesu wieder ernst zu nehmen, Partei zu ergreifen und laut zu werden, wo Menschen in ihrer Würde verletzt werden. Es ist Zeit, dafür auch den Konflikt einzugehen mit denen, die wollen, dass sich nichts ändert. Die Botschaft Jesu ist eine, die gerade zur Erneuerung aufruft. Deshalb gilt es, als Christ/innen endlich laut und selbstbewusst für eine Veränderung der Politik einzutreten.

Es ist Zeit, verstärkt über die Werte zu reden, die uns in unserer Gesellschaft wichtig sind und für die wir eintreten. Augenblicklich erscheinen einem die „Werte“, die manche zu verteidigen beanspruchen, eher als ein inhaltsleerer Kampfbegriff.

Eines ist klar: Grenzen sind kein Wert für sich und eine Begrenzung von Flüchtlingszahlen erst recht nicht. Auch Wohlstand ist streng genommen kein Wert, wenn auch ein hohes Gut, das mit zur Stabilität einer Gesellschaft beiträgt. Humanität aber ist ein Wert. Und dieser Wert, für den Machbarkeit nur ein sehr unzureichender Parameter ist, scheint in der gegenwärtigen Auseinandersetzung immer mehr in den Hintergrund zu rücken.

Wer, wenn nicht die christlichen Kirchen, müsste sich spätestens hier immer wieder deutlich vernehmbar zu Wort melden? Schließlich beanspruchen die Kirchen für sich, Werte zu bewahren, in Erinnerung zu halten und praktisch zu leben. Die christlichen Kirchen fangen in konkreten Hilfeleistungen für Geflüchtete vieles auf, was der Staat in der augenblicklichen Situation nicht zu tun vermag oder wo staatliche Einrichtungen an die Grenzen des Machbaren gelangen. Das ist gut so. Aber die Kirchen haben darüber hinaus auch einen wichtigen prophetischen Auftrag in der gegenwärtigen Situation. Die von ihnen vertretenen Werte bestimmen sich nicht nach der kurzfristigen Machbarkeit und richten sich auch nicht nach der Wähler/innen/gunst. Prophetische Rede muss nicht gefallen, aber sie kann die vermeintlichen Mehrheiten zum Nachdenken anregen, beunruhigen und Minderheiten stärken.

Das biblische Repertoire prophetischen Auftretens bietet genügend Anregungen, um sich auch als Kirchen in den heutigen öffentlichen Diskurs mit einzubringen. Es ist erfreulich, dass sich in den letzten Monaten immer wieder vernehmbare Stimmen aus den Kirchen zu Wort gemeldet haben und sich gegen eine politische Verzweckung des Christlichen durch nationalistische Regierungen zur Wehr gesetzt haben. Aber es braucht noch mehr! Der derzeitigen Übermacht an Abgrenzungs- und Abschottungsvokabular gilt es in Wort und Tat zu begegnen. Ja, es bräuchte noch mehr starke und prophetische Prediger/innen, die davon reden, dass Wohlstand vielleicht eher eine Begrenzung braucht als Humanität. Es bräuchte Menschen aus den Reihen der Kirchen, die sich zu Wort melden und den unzähligen Freiwilligen, die in Flüchtlingsunterkünften seit Jahren zuverlässig Solidarität und Nächstenliebe praktizieren, ihre uneingeschränkte Unterstützung aussprechen. Es bräuchte noch mehr Menschen – gerade aus den Reihen der Kirchen –, die sich trauen, die alten Verheißungen, dass Leben in Fülle für alle Menschen möglich ist und dass dabei die Würde des einzelnen Menschen die einzig gültige Grenzlinie ist, die es unbedingt zu respektieren gilt, in die jetzige Situation hinein zu formulieren.

Es braucht von Seiten der Christ/inn/en in Europa visionäres und entgrenzendes Reden über Humanität und Solidarität in der Überzeugung, dass zumindest in biblischer Perspektive nicht die ängstlichen Grenzschützer/innen und „Realist/inn/en“, sondern viel öfter die mutigen Grenzgänger/innen und „Visionär/innen“ die Verhältnisse zum Besseren verändert haben.

Die entsprechende Basis, auf die sich Menschen christlicher Prägung gemeinsam mit Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen stellen können, ist die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. In Artikel 1 heißt es: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde

und Rechten geboren.“ Unter diesem Satz können und müssen sich alle Menschen vereinen, die in Europa leben. Längst ist dessen Einhaltung keine Selbstverständlichkeit mehr. Der zunehmenden Legitimierung und inzwischen auch Legalisierung menschenverachtender Politik ist der biblische Glaube entgegenzusetzen, dass jeder Mensch Bild Gottes ist. Diese Würde des Menschen ist unverfügbar. Sie darf nicht gesellschaftlichen Stimmungen, ja, nicht einmal politischen Mehrheiten untergeordnet werden. Es ist an der Zeit, dass Christ/inn/en an diese Unverfügbarkeit der menschlichen Würde erinnern und in der politischen Auseinandersetzung mit ihrer ganzen Person für sie eintreten. Es geht nicht ums Predigen auf der Straße. Es geht letztlich darum, dass es Menschen gibt, die das mit Leben füllen, was ganz zu Beginn der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland an den Anfang des deutschen Grundgesetzes gestellt wurde. Artikel 1 (1) formuliert diese Unverfügbarkeit so: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Der gesamte Artikel 1 steht zusammen mit einigen anderen Aussagen des Grundgesetzes unter dem besonderen Schutz der so genannten „Ewigkeitsklausel“ in Artikel 79 (3). Diese besagt, dass Artikel 1 nicht geändert oder gestrichen werden darf. Kein Gesetz und keine Mehrheitsmeinung hat Zugriff auf diesen Grundsatz. Letztlich steht eine funktionierende Demokratie damit auf einem Fundament, das gerade nicht durch das wichtige demokratische Prinzip der Mehrheitsentscheidung zu beeinflussen ist.

Deshalb ist der Beitrag der Christ/inn/en in einem Europa, das für sich beansprucht, sich an christlichen Werten zu orientieren, auch in dieser Hinsicht der Aufruf zur Umkehr. Die christliche Prägung Europas, wenn sie nicht nur Behauptung bleiben will, wird sich daran zeigen, ob es den Menschen in Europa gelingt, den völkischen Nationalismus und die Abwertung von Menschen zu überwinden. Will Europa christlich sein, dann müssen wir uns verbinden und uns Stimmungen und sogar Mehrheiten entgegenstellen, wenn es um die Achtung der menschlichen Würde geht.

Europa, ich wünsche dir, du wirst in diesem Sinne christlich!

Burkhard Hose, geb. 1967, ist katholischer Hochschulpfarrer in Würzburg. Er studierte Philosophie und Theologie. Hose ist katholischer Vorsitzender der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Würzburg & Unterfranken e.V. Seit mehr als zehn Jahren engagiert er sich im „Würzburger Bündnis für Zivilcourage“. Für sein Engagement erhielt Hose 2014 den Würzburger Friedenspreis. Veröffentlichungen: „Aufstehen für ein neues Wir“, „Seid laut! Für ein politisch engagiertes Christentum“.



Foto: Weigand

# Macht durch Grenzen und Freiheit in Vielfalt: Ein Widerspruch der EU?

Von Petra Wlasak



In einer vierstündigen Performance hat der tschechische Künstler Matěj Frank den Lichthof der QL-Galerie im Studierendenhaus der Katholischen Hochschulgemeinde ausgelotet und mit Umrisszeichnungen seines Körpers und dessen Abdrücken an Boden und Wand temporär neu definiert und zu einem Erfahrungsraum von Zeit und Raum, An- und Abwesenheit verdichtet.

Matěj Frank, present/absent, Performance mit Kohlezeichnung, 2018. ©Frank Foto: Kölbl

Die Grenzen der Europäischen Union (EU) sind ein Paradoxon. Einerseits gibt es seit den Anfängen der EU die Bestrebung, Grenzen leichter passierbar zu machen, zu durchdringen, ja sogar ganz abzubauen. Der daraus entstandene so genannte Schengen-Raum, benannt nach dem Schengen-Abkommen von 1985, garantiert den freien und unbeschränkten Verkehr von Personen, Gütern, Dienstleistungen und Kapital innerhalb der EU. Diese Freiheit über innereuropäische Grenzen hinweg soll kulturelle und wissenschaftliche Entwicklung sowie wirtschaftliches Wachstum für alle in der EU bringen.

Andererseits legt die EU ebenso seit ihren Anfängen einen Fokus auf den Schutz ihrer Außengrenzen. So müssen neue Mitgliedsstaaten beweisen, dass sie fähig sind, ihre EU-Außengrenzen zu sichern. Die europäische Agentur Frontex unterstützt dabei, indem sie Daten über Grenzüberschreitungen sammelt, Grenzeinsätze der Mitgliedsstaaten koordiniert und bei Bedarf selbst Grenzschutz- und Küstenwache-Teams an den EU-Außengrenzen einsetzt. Diese zwei unterschiedlichen, aber sich ergänzenden Herangehensweisen an Grenzen – ihr Abbau innerhalb der EU und der gleichzeitige

Aufbau der EU-Außengrenzen – werden kontinuierlich und insbesondere seit den im Sommer 2015 erstarkten Flüchtlingsbewegungen herausgefordert.

So zeigt sich, dass die EU-Außengrenze tatsächlich keine dichte, wenn auch sehr schwer zu durchdringende Grenze ist. Jedes Jahr sterben tausende Menschen bei dem Versuch, das Mittelmeer in Richtung EU zu überqueren. Dennoch schaffen es zahlreiche Menschen – trotz der Bemühungen der Mitgliedsstaaten, die Grenzüberquerungen zu verhindern –, Europa zu erreichen. Zwar sind die Chancen für diese Menschen, offiziell bleiben zu können, gering, dennoch sind die EU-Außengrenzen nicht so weit gesichert, dass es niemandem gelingen könnte, sie unkontrolliert zu überqueren.

Im vermeintlich grenzfreien Raum innerhalb der EU zeigen zahlreiche Mitgliedsstaaten Bestrebungen, ihre Innengrenzen verstärkt zu kontrollieren. So hat auch Österreich Grenzüberwachungen, wie zum Beispiel an der Grenze zu Slowenien (Spielfeld) oder Italien (Brenner), zeitweise wieder eingesetzt. Auch andere Mitgliedsstaaten wie Italien, Deutschland oder Ungarn kontrollieren ihre Außengrenzen, um Drittstaatsangehörige ohne gültigen Aufenthaltstitel davon abzuhalten, einzureisen. Auch wenn für EU-Bürger/innen weiterhin die Reisefreiheit innerhalb der EU gilt, so rücken die nationalstaatlichen Grenzen wieder mehr in das öffentliche Bewusstsein, werden politisch debattiert und sichtbar durch das Aufstellen von Grenzzäunen und durch die Präsenz von Grenzbeamten/innen. Das Konzept der Grenzauflösung und die Grundidee der Freiheit innerhalb der EU werden damit nicht nur symbolisch tief erschüttert.

Es scheint, als konzentrierten sich die EU und ihre Mitgliedsstaaten im Moment mehr auf den Aufbau von Grenzen als auf deren Abbau. Die Abschottung gegenüber und Ausgrenzung von so genannten Drittstaatsangehörigen wiegen sowohl auf nationalstaatlicher als auch auf europäischer politischer Ebene mehr als das Bekenntnis zur Grenzenlosigkeit innerhalb Europas. Dies spiegelt sich auch in der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft wider, die den Leitsatz „Ein Europa, das schützt“ gesetzt hat. Durch „Sicherheit und Kampf gegen illegale Migration“ sollen der Wohlstand und die Entwicklung der EU gefördert werden. Die dahinterstehende Logik ist, dass es legitim sei, zur Bewahrung des eigenen Wohlstandes und der eigenen Privilegien die Freiheiten anderer zu beschränken.

Die gepriesene Freiheit der EU ist demnach ein Projekt für eine feststehende, ausgewählte Gruppe Privilegierter, nämlich jener mit EU-Staatsbürger/innen/schaft. Menschen, die diese nicht haben, haben nicht das Recht auf Freiheit innerhalb der EU, selbst wenn sie mit legalem Aufenthaltsstatus hier leben, erwerbstätig sind und durch die Zahlung von Steuern die EU mitfinanzieren.

Dies ist insofern problematisch, als das Motto der EU eigentlich „Geeint in Vielfalt“ ist. Wie kann dieses Motto ganzheitlich gelebt und umgesetzt werden, wenn die Abgrenzung gegenüber anderen immer mehr in den Vordergrund rückt und diejenige Vielfalt, die akzeptiert wird, starr definiert ist?

Letzteres zeigt sich beispielsweise am Schutz von Minderheiten in Europa. Laut dem 1995 verabschiedeten Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten des Europarates, welchem alle EU-Mitgliedsstaaten angehören, sollen „im Sinne einer pluralistischen und demokratischen Gesellschaft die ethnische, kulturelle, sprachliche und religiöse Identität aller Angehörigen einer nationalen Minderheit geachtet werden und Bedingungen geschaffen werden, die es ihnen ermöglichen, diese Identität zum Ausdruck zu bringen, zu bewahren und zu entwickeln“. Rechte, die damit verbunden sind, sind beispielsweise Schutz vor Assimilierung (Artikel 5), Schutz vor Gewalt und Diskriminierung (Artikel 6), das Recht auf Vereinsgründung (Artikel 8) und das Recht auf die Nutzung von Medien in der Minderheitensprache (Artikel 9).

Diese Rechte gelten aber nur für die so genannten „alten“, historischen nationalen Minderheiten, die sich beispielsweise durch Grenzneuziehungen nach Kriegen auf dem Territorium eines Nationalstaates, der eine andere ethnische, sprachliche oder kulturelle Mehrheitsgesellschaft hat, wiedergefunden haben. So genannte „neue“ Minderheiten, die sich im Rahmen von Migrationsbewegungen in Nationalstaaten angesiedelt haben, wie beispielsweise Türk/inn/en im Rahmen der Gastarbeiter/innen/bewegung in den 1960er-Jahren oder kürzlich angekommene Flüchtlinge aus Syrien oder Afghanistan, stehen nicht unter dem Schutz des Abkommens. Aus menschenrechtlicher Sicht stellt dies einen Widerspruch dar. So haben alle Menschen das Recht auf die Bewahrung und den Schutz ihrer kulturellen und religiösen Identität. Die Juristin Roberta Medda-Windischer meint hierzu, dass die Rechte der nationalen Minderheiten ebenso für „neue“ Minderheiten gelten müssten. Sie argumentiert, dass der Schutz der neuen Minderheiten dazu beitrage, Frieden und Sicherheit in Europa zu bewahren sowie kulturelle Vielfalt zu schützen und damit demokratische Partizipation und demokratischen Pluralismus überhaupt erst möglich mache.

Der politische Einsatz für neue Minderheiten und die Anhörung der politischen Interessen von Drittstaatsangehörigen generell finden aber keinen Platz im aktuellen europäischen politischen Diskurs. Wer in Europa fordert in Zeiten des wachsenden Populismus und des Erstarkens nationalistischer Strömungen das Recht für beispielsweise Flüchtlinge ein, ihre Minderheitensprache privat und in der Öffentlichkeit mündlich und schriftlich frei und ungehindert gebrauchen zu dürfen? Im Gegenteil, es wird

Druck auf diese Gruppen ausgeübt, ihre jeweilige Sprache nicht in der Öffentlichkeit zu verwenden. Politische Debatten, die sich um das Verbot der Verwendung nicht deutscher Sprachen in der Pause im Schulhof drehen, sind Beweis dafür. Die Grundlogik des Rechts auf die eigenen Privilegien und des Ausschlusses ist bereits zu stark verinnerlicht. Was können wir aber tun, um einer solchen Exklusivitätslogik entgegenzutreten und die Europäer/innen für ein offenes Europa zu begeistern, das geeint gegen nationalstaatliches Exklusivitätsdenken vorgeht und Verantwortung für globale Herausforderungen, die uns alle betreffen, übernimmt?

Beim Gespräch der österreichischen, deutschen und slowakischen Präsidenten am 9. Oktober 2018 auf dem Campus der Wirtschaftsuniversität Wien meinte Andrej Kiska, Präsident der Slowakischen Republik: „Wir brauchen aber auch mehr Emotionen und mehr Visionen für dieses großartige Projekt Europa.“ Der österreichische Bundespräsident Alexander Van der Bellen betonte ebenso die Wichtigkeit, Emotionen speziell bei jungen Menschen zu wecken, damit sie sich mit dem „Friedensprojekt EU“ verbunden fühlen und sich dafür einsetzen.

Es ist schwer, sich für das so genannte Friedensprojekt EU zu begeistern, welches in Kauf nimmt, dass Menschen beim Versuch, die EU-Außengrenzen zu überwinden, zu Tode kommen. Damit dieses Projekt wieder an Glaubwürdigkeit gewinnt, muss zunächst die Exklusivitätslogik durchbrochen werden. Hierfür braucht die EU ein partizipativ erarbeitetes und offenes Selbstverständnis darüber, dass Vielfalt nicht nur in Form mehrerer Nationalstaaten, sondern in gesamtgesellschaftlicher Form wertvoll und bereichernd ist.

Erst wenn der Wert der Vielfalt in ganzheitlicher Form in der europäischen Gesellschaft angekommen ist, können darauf aufbauend Visionen und konkrete Strategien für deren Umsetzung erarbeitet werden.

In einem Europa, das sich im Moment auf seinen Exklusivitätsanspruch, seine Abgrenzung und Abschottung fixiert und sich im Bild der „Festung Europa“ wiederfindet, fällt es schwer, Visionen zu entwickeln, die alle Menschen, die in Europa leben, einschließen.

Stellen wir uns vor, die EU besinne sich tatsächlich auf einen ganzheitlichen Ansatz von Vielfalt. Dies würde beispielsweise bedeuten, dass für alle Mitgliedsstaaten die Mehrsprachigkeit von Kindern kein Defizit, sondern eine Bereicherung darstellte, dass Drittstaatsangehörige problemlos zur Teilnahme an einer Konferenz von einem EU-Land ins nächste fahren könnten und dass Lehrlinge im Asylverfahren ihre Ausbildung abschließen könnten, um danach ihr Wissen im Aufnahmeland einzusetzen.

Die in Europa wachsende kulturelle, sprachliche, religiöse und ethnische Vielfalt sowie die vielfältigen

Lebensweisen und Alltagskulturen, die sich daraus ergeben, würden endlich als Chance gesehen und genutzt und alle Menschen würden in ihrer Vielfalt an der kulturellen und wirtschaftlichen Weiterentwicklung Europas beteiligt werden.

Um an den Punkt zu kommen, an welchem die EU erkennt, dass ganzheitlich gelebte Diversität, die sich nach demokratischen und menschenrechtlichen Regeln richtet, ein gesamtgesellschaftlicher Gewinn ist, braucht es umfassende Diskussionen und den Dialog auf Augenhöhe. Weiters müssen klare Regeln formuliert werden, wie mit Praktiken von Minderheiten, die einer Auswahl ihrer Mitglieder, wie beispielsweise Frauen, nur beschränkte Freiheiten gewähren, umzugehen ist. Konflikte sind hierbei unvermeidlich; aber sie sind eine Chance, um sich mit Lebensumständen marginalisierter Personen innerhalb von Minderheiten und auch mit dem Umgang mit benachteiligten Personen in der Mehrheitsgesellschaft zu befassen.

Wer wird sich in Zukunft mit „Being Europe“ identifizieren? Werden es ausgewählte Privilegierte mit europäischem Pass sein oder alle Menschen, die in der EU leben, ohne dafür ihr Leben riskiert zu haben? Werden wir es schaffen, die EU als Friedensprojekt auf eine höhere Ebene zu heben, die nationalstaatliche Einzelinteressen hinter sich lässt und sich soweit öffnet, dass jede/r Bewohner/in der EU, unabhängig von ihrem/seinem Pass, und Menschen aus Drittstaaten eine faire und vor allem lebensungefährliche Chance haben, sich an diesem Friedensprojekt zu beteiligen? Werden wir die Vision, dass sich alle Bewohner/innen in Europa mit dem Motto „In Vielfalt geeint“ verbunden fühlen, realisieren können?

An diesem Punkt der Geschichte bleibt uns nichts anderes übrig, als weiter daran zu arbeiten, die Logik der Exklusivität zu hinterfragen, und aufzudecken, welche kurzfristigen Einzelinteressen dahinter stehen, sowie diesbezüglich Bewusstseinsbildung auf allen Ebenen voranzutreiben. Denn ein Europa, das sich auf den Ausbau von Grenzen konzentriert und „Being Europe“ auf Basis von Privilegien und Exklusivität definiert, verrät sein Ideal, ein Friedensprojekt zu sein.

Petra Wlasak  
studierte Politikwissenschaften,  
Gender Studies und EU-Projekt Management. Sie promovierte in nachhaltiger Stadt- und Regionalentwicklung. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Migration, Flucht und Geschlecht im Kontext transdisziplinärer Nachhaltigkeitsforschung. Seit 2014 ist sie operative Leiterin des Regionalen Zentrums für Bildung für nachhaltige Entwicklung der Karl-Franzens-Universität Graz.



Foto: Wlasak

# Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit

Von Radka Denemarková



Foto: Gerd Neuhold

*Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit?* Müssen wir heute die Menschenrechte neu definieren, wie ich überall – nicht nur in Europa – oft höre? In der Zeit des ökonomischen Pragmatismus, in der wir die Demokratie auf ein Business reduziert haben? Aber die menschlichen Schicksale richten sich nicht nach den Konstrukten der Politiker/innen oder Historiker/innen. Die Gesellschaft ist ein rätselhaftes Tier, mit vielen Gesichtern und verborgenen Potenzen. Ich weiß genau, welche die Hauptsorge ist, die alle Leute überall haben: Was soll ich mit meinem Leben anfangen, wie soll ich mit meinen menschlichen, existentiellen, sittlichen, staatsbürgerlichen Dilemmata fertig werden und sie tragen? In Zeiten des Neoliberalismus vergessen viele sehr schnell Begriffe wie Menschenrechte, Demokratie, Meinungsfreiheit; es ist vielen sogar egal, dass das Internet zensuriert ist. *Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit?* Ich habe begriffen, warum wir internationale Organisationen wie die UNESCO und die UNO mehr und mehr brauchen: Wir brauchen diese Organisationen, weil sie wissen, wie wichtig Friede, Kultur, Kunst, Bildung, Wissenschaft und Meinungsfreiheit sind. *Wir feiern.* Österreich ist am 13. August 1948 als 40. Mitglied der UNESCO beigetreten.

## Österreich und der Grazer Frühling der Schwalben

Im Cerrini-Schlössl in Graz habe ich den Frühling der Schwalben erlebt, die niemand wahrnimmt, wenn sie hier sind, und wenn sie gerade nicht hier sind, kehren sie wieder zurück. Sie wissen, wann es an der Zeit ist, das heimatliche Nest zu verlassen, und sie wissen, wann es an der Zeit ist, ins heimatliche Nest zurückzukehren. Hier läuft niemand vor sich selbst weg. Sie führen ein eigenes, im Großen und Ganzen unabhängiges Leben. Die Schwalben sprechen nur in ihren Bewegungen, und sie sagen, dass keine Grenzen existieren. Es existieren keine Staaten, und es existieren keine Nationalitäten, und es existieren keine Religionen, und es existieren keine übergeordneten Geschlechter. Der Ruf nach moderner Freiheit.

Der Schlossberg bildet den Kern der Grazer historischen Altstadt. Er ist Teil des UNESCO-Welterbes. Dort wohnt die Literatur. So ein großer Kontrast – gerade in dieser Zeit drohte in Komarowo das Sommerhaus „Grüne Hütte“ der russischen Dichterin Anna Achmatowa Opfer des neureichen Datscha-Booms zu werden. Niemand hegt die Absicht, in dieser Location ein Museum oder ein Haus

für Literat/inn/en zu errichten. *Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit.* Russland kennt viele Instrumente, um Künstler/innen zu „disziplinieren“. Die Zuteilung der besagten Hütte im Jahr 1955 wies für Achmatowa darauf hin, dass das Schlimmste hinter ihr lag. Sie hatte Publikationsverbote unter Stalin und Hetzkampagnen überstanden. Heute hat aber niemand unter den Kreml-Herrschern die Idee, die „Grüne Hütte“ den Schriftsteller/innen, den Kämpfer/innen, zur Verfügung zu stellen. Das Cerrini-Schlössl hingegen ist unser Stafettenstab und hat vielen Autor/inn/en das Leben gerettet. Der Essay „Ein Zimmer für sich allein“ aus dem Jahr 1929 ist auch ein Ruf nach einer neuen Freiheit: Hier befreit sich Virginia Woolf mit ihrer Idee vom weiblichen Schreiben aus dem Verhängnis des Schicksals. Der Text ist zwar zu einem der meist zitierten Texte der Frauenbewegung avanciert, aber er beschreibt allgemein die bedrückenden Bedingungen, unter denen Autor/inn/en Literatur produzieren müssen: „[...] und wenn jede von uns fünfhundert (Pfund) im Jahr hat und ein Zimmer für sich allein; wenn wir an die Freiheit gewöhnt sind und an den Mut, genau das zu schreiben, was wir denken. [...]“ So ein Zimmer und Nest habe ich gefunden und erlebt: im Cerrini-Schlössl auf dem Schlossberg. In Russland, Polen, Ungarn, Weißrussland, China, Tschechien und der Türkei sind diese „Zimmer“ zurzeit nur den loyalen Literat/inn/en erlaubt, nicht den unabhängigen. Deshalb kann ich das Cerrini-Schlössl schätzen. Der künstlerische Ruf nach moderner Freiheit endet nie, sie ist nämlich nichts Selbstverständliches.

## **Meinungsfreiheit heute? Und das Internet?**

In Artikel 19 der 1948 von der UNO proklamierten Erklärung der Menschenrechte heißt es: „Jeder hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.“

In einer Zeit, als der internationale Rundfunk noch in den Kinderschuhen steckte und noch nicht einmal Science-Fiction-Autor/inn/en das Internet im Blick hatten, waren diese Worte bahnbrechend: „Ohne Rücksicht auf Grenzen.“ Das war die ursprüngliche Version. Die freie Meinungsäußerung wird durch Artikel 20 des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte vom 19. Dezember 1966 eingeschränkt. Dort heißt es: „(1) Jede Kriegspropaganda wird durch Gesetz verboten. (2) Jedes Eintreten für nationalen, rassischen oder religiösen Hass, durch das zu Diskriminierung, Feindseligkeit oder Gewalt aufgestachelt wird, wird durch Gesetz verboten.“ Sobald der Pakt ratifiziert ist, ist er für den Signatarstaat theoretisch rechtlich bindend. Das bedeutet, dass er ihn in sein politisches System und sein

Rechtssystem integrieren und die darin enthaltenen Rechte garantieren muss. Was aber, wenn er es nicht tut? Wenn beispielsweise Diplomat/inn/en auf endlosen internationalen Konferenzen Lippenbekenntnisse zur Meinungsfreiheit ablegen, während ebendiese in ihren Heimatländern von Folterknechten erstickt wird.

Aber wer heute nicht über Bildung, Wohlstand, Gesundheit, Zeit und Zugang zum Internet verfügt, der ist allein schon durch die Lebensumstände in seiner praktischen Ausübung der Meinungsfreiheit stark eingeschränkt. *Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit.* Für uns andere werden die wichtigsten Grenzen der freien Meinungsäußerung durch den Staat, in dem wir uns gerade befinden, die Unternehmen und Organisationen, die unsere Kommunikationsmittel beherrschen, gezogen. Die Redefreiheit, die man real besitzt, ist ein Produkt der in dem konkreten Staat herrschenden Bedingungen, aber auch der Bedingungen, die virtuelle Staaten wie Facebook, Google und Twitter oder andere Plattformen, Verleger/innen, Sender, Zeitungen, Universitäten etc. vorgeben. In einem globalen Informations- und Kommunikationssystem ist der Kampf um die Wortmacht auch ein Kampf um die Weltmacht. Dennoch sollte die moralische und symbolische Wichtigkeit des internationalen rechtlichen Schutzschirms und der mit ihm verbundenen Institutionen wie der UNESCO und der UNO nicht unterschätzt werden. Sie ist ein universaler Bezugsrahmen für bedrängte Einzelpersonen und Gruppen sowie für nationale und internationale Kampagnen.

## **Die Entmenschlichung**

Ja, immer wieder bleibt eine große Frage, die uns alle heute überall plagt. Wie alle wirklich wichtigen Fragen ist es eine ganz einfache: Individuum oder Masse, geschlossene Gesellschaft oder offene Demokratie, Totalitarismus oder Freiheit? Es scheint, dass diese Frage heute eine universelle ist. In unserer Welt verlaufen Grenzen nicht so sehr zwischen Volksgruppen, Nationen, Konfessionen, sondern vielmehr zwischen Vernunft und Fanatismus, Toleranz und Hysterie, Kreativität und Zensur. Das Resultat ist oft Antihumanismus. Der diesem vorausgehende Prozess nennt sich Entmenschlichung. György Konrád, der gegen das kommunistische Regime in Ungarn gekämpft hat, hat erklärt, Viktor Orbán, dieser „zutiefst illiberale Ministerpräsident seines Landes“, sei zwar „kein guter Demokrat“ und seines Erachtens „auch kein guter Mensch“, doch im Hinblick auf dessen Politik gegenüber Immigrant/innen (wie z. B. die Abschottung der Grenzen, der Bau von Zäunen, die Warnungen vor mit Flüchtlingen angeblich verbundenen Gefahren) müsse er sich „leider eingestehen“, dass Orbán recht habe. Mit anderen Worten: Falsch an Orbán sei seine illiberale Haltung gegenüber den Bürger/innen des von ihm regierten Landes; richtig sei jedoch seine illiberale Haltung gegenüber Menschen,



die in Ungarn die Rettung vor Tyrannei, mörderischer Verfolgung oder unmenschlicher Armut suchen. In ihrer Gesamtheit führen die in der Regel kaum oder gar nicht von Fakten gestützten Unterstellungen gegenüber geflüchteten Menschen in allererster Linie zu einer Entmenschlichung der Neuankömmlinge.

Es geht indessen aber z. B. darum, dass der Mensch auf dieser Erde nicht nur einen Wohnort, sondern ein Zuhause hat. – Migration ist in erster Linie eine moralisch-ethische Herausforderung.

Ja, die Entmenschlichung. Die Entmenschlichung bereitet den Weg für den Ausschluss der Neuankömmlinge aus der Kategorie der legitimen Träger/innen von Menschenrechten und führt zu einer Verschiebung des Migrationsproblems vom Bereich der Ethik in den Bereich der Kriminalität. Selbst die Sprache, die zur Beschreibung der Migrant/inn/en, die nach Europa zu gelangen versuchen, benutzt wird, ist mechanisch, entmenschlichend. Aber: Das sind Menschen mit Gefühlen, mit Familien und – nicht zu vergessen – mit Menschenrechten. Doch nicht nur die osteuropäische Variante des Kapitalismus bringt heute das Gesetz des Dschungels zurück: Der Stärkere beherrscht den Schwächeren und *wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit*. Das Gesetz der Demokratie lautet jedoch: Der Stärkere *schützt* den Schwächeren.

## Die tiefere Verantwortung für die Welt

Die Macht verrät heutzutage wieder – unabsichtlich – ihre ureigenste Intention: das Leben total gleichförmig zu machen, alles nur ein wenig Abweichende, Eigenwillige, Übertragende, Unabhängige oder nicht Einordenbare „herauszuoperieren“. Soll sich die Welt zum Besseren wenden, dann muss sich vor allem etwas im menschlichen Bewusstsein ändern, im Menschentum des heutigen Menschen. Der Mensch muss sich besinnen. Er muss sich aus der

schrecklichen Verwicklung in alle offenbaren und verborgenen Mechanismen der Totalität – vom Konsum über die Repression und Reklame bis hin zur Manipulation durch das Fernsehen und neue Medien – befreien. Er muss sich gegen die Rolle des machtlosen Bestandteils einer gigantischen Maschine auflehnen. Er muss in sich selbst wieder die tiefere Verantwortung für die Welt finden. Der Kampf um Freiheit und freiheitliches kritisches Denken ist zu jeder Zeit schwierig und endet nie. Die Freiheit ist für die Gesellschaft, was die Gesundheit für die/den Einzelne/n ist. Die Begriffe „kollektive Schuld“ und „kollektiver Sieg“ sind monströs. Und der Nationalismus nimmt heute noch monströsere Formen an, weil er nur eine Frage ausspuckt: „Und woher kommen Sie?“ Stellen wir uns doch eine andere, wichtigere Frage: „Wer sind wir?“ Es geht nur darum, das auszuhalten. Manchmal versinke auch ich wegen aggressiver Menschen, die gefühllos sind und ihre Vorurteile unentwegt wiederholen und die – wie in jeder Epoche – die Mehrheit stellen, in Depressionen. Auf dem Grazer Schlossberg habe ich mich mittels eines Vergleiches mit Stechmücken beruhigt: Wenn du von ihnen gestochen wirst, wische sie ruhig und langsam ab. Im ersten Moment klingt dies schrecklich christlich und ergeben. Du wirst aber staunen, wie es nach einer Weile hilft: Sie stechen auf dieselbe Weise, wie sie es auch täten, wenn du wütend auf sie losschlagen würdest, aber irgendwie hört es auf, dich zu stören – und du bleibst ruhig und behältst deine Würde. Also wische sie ruhig, elegant und weise ab, schlage nicht. Du kannst sie nicht erschlagen – es sind zu viele, und du würdest einzig dich selbst schlagen. Geh ruhig deinen eigenen Weg.

## Der einzige Weg: Humanismus

Es bleibt ein einziger Weg, der älteste und schwierigste: die/den andere/n zu achten und sich zu bemühen, sie/ihn zu verstehen und wahrzunehmen. Doch heute findet eine dramatische politische Verschiebung statt: Rassismus



Fotos: Gerd Neuhold



und Menschenverachtung werden gesellschaftsfähig. Was gestern noch undenkbar war und als unsagbar galt, ist inzwischen Realität geworden. Die Humanität und die Menschenrechte, die Religionsfreiheit und der Rechtsstaat werden offen angegriffen. Es ist ein Angriff, der uns allen gilt. Ich trete für eine offene und solidarische Gesellschaft ein, in der Menschenrechte unteilbar sowie vielfältige und selbstbestimmte Lebensentwürfe selbstverständlich sind. Ich stelle mich gegen jegliche Form von Diskriminierung und Hetze. Gemeinsam sollten wir antimuslimischem Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus, Antifeminismus entschieden entgegenreten. Zu den Aufgabengebieten der UNESCO gehören die Förderung von Erziehung, Wissenschaft und Kultur sowie Kommunikation und Information. Bildung ist nicht nur die einzige sichere Basis, sondern auch die notwendige Vorbedingung der Freiheit und die beste Garantie gegen die Wiederkehr der Verdummungspolitik. Bildung im 21. Jahrhundert erfordert vor allem und zuallererst die instinktsichere Abwehr überzähliger Informationen. Wir brauchen aber nicht nur tiefgehende Bildung, wir brauchen vor allem auch Erziehung und Moral, wie schon Karl Kraus wusste: „Eine umfassende Bildung ist eine gut dotierte Hausapotheke. Aber es besteht keine Sicherheit, dass nicht für Schnupfen Zyankali gereicht wird.“

Warum sind die UNESCO, die UNO und die Menschenrechte für mich wichtig? Kultur ist die Gesamtheit aller Formen der Kunst, der Liebe und des Denkens, die es dem Menschen im Laufe der Jahrtausende erlaubt hat, weniger Sklave zu sein. Klar, mit Politik kann man keine Kultur machen, aber vielleicht kann man mit Kultur Politik machen. Ich wiederhole immer und immer wieder: Das Maß unserer provokativen Hoffnung ist das

Maß unserer Fähigkeit, uns um etwas zu bemühen, weil es moralisch ist und nicht weil es garantiert Erfolg hat. Die jungen Leute – das habe ich in den letzten Monaten gelernt – haben es satt, dass über Europa nur noch die reden, die es schlechtreden. Sie wollen nicht, dass ihnen ihre Hoffnung, ihre Zukunft von Populist/innen geraubt wird oder durch Lethargie abhanden kommt. Das geeinte Europa ist die gelungene Antwort auf unsere Geschichte und unsere Geografie, und wenn wir Europa nicht zum vollwertigen Mitspieler auf der Weltbühne machen, dann werden wir alle als Einzelne zu Spielbällen anderer Mächte. Wir brauchen jetzt kühle Köpfe, einen klaren Verstand, kreatives Denken und den Schutz der Menschenrechte sowie der Meinungsfreiheit. Denn: *Wo das Geld spricht, schweigt die Wahrheit*. Die Wahrheit ist in dieser Zeit so sehr verdunkelt und die Lüge so weit verbreitet, dass man die Wahrheit nicht erkennen kann, wenn man sie nicht liebt. Aber die Wahrheit, die Kultur und die Menschenrechte sind das Kostbarste, was wir haben. Gehen wir sparsam mit ihnen um! Schließlich gibt es nur eine einzige Grenze: die Grenze zwischen zwei Menschen.

\* Beim vorliegenden Text handelt es sich um die redigierte Fassung einer Rede, die Radka Denemarková am 22. Oktober 2018 im Rahmen der Eröffnung des Internationalen Zentrums zur Förderung der Menschenrechte auf lokaler und regionaler Ebene im Grazer Rathaus gehalten hat. Zur weiteren Information siehe: [www.etc-graz.at](http://www.etc-graz.at)

# Europa weiterdenken – Eine konstruktive Annäherung eines jungen Europäers

Von Jakob Ulbrich

Was heißt es heute, Europa zu sein? Gerade für einen jungen Menschen, der in einem vereinten Europa ohne Grenzen aufgewachsen ist, beinhaltet die Frage ein identitätsbildendes Moment. Doch wirkt diese Identität heute nicht mehr so selbstverständlich, wie sie es schon einmal war. Diese Beobachtung führt zu einer vorgelagerten Frage: Wodurch wurde ein solches Wanken der europäischen Idee ausgelöst? Die Beantwortung der beiden Fragen nicht nur den politischen Akteur/inn/en zu überlassen, sondern sich aus dem Blickwinkel eines jungen europäischen Bürgers / einer jungen europäischen Bürgerin der Herausforderung anzunähern, die Idee „Europa“ zu erklären und sie sowie das eigene mit ihr verbundene Selbstverständnis weiterzudenken, liegt gerade auch in der Verantwortung jener Menschen, die in Zeiten der EU aufgewachsen sind – nicht zuletzt weil die Debatte grundlegend dafür ist, mit welchen Intentionen die europäischen Staaten zusammenarbeiten, wie es um die Position des Kontinents im Machtgefüge der Welt bestellt ist, wie Europa an die Probleme der heutigen Zeit herangeht und wie wir darin zusammenleben.

Wir stehen an einem Punkt in der Geschichte Europas, an dem Politik und Öffentlichkeit von ein paar wenigen Überthemen dominiert werden: Einerseits beherrschen die Fluchtbewegungen aus dem Nahen Osten und aus Afrika den österreichischen und europäischen Diskurs. Andererseits mussten wir die Erfahrung machen, dass Politiker/innen seit Jahren nicht die so dringend benötigte

gemeinsame Lösung der Frage, wie man als vereintes Europa Flüchtlinge aufnehmen, versorgen und ihnen einen Platz zum Leben geben soll, zustande gebracht haben. Dies hat wohl dazu geführt, dass die auch vorher schon vorhandene Skepsis gegenüber der Sinnhaftigkeit einer gemeinsamen europäischen Politik weiter angewachsen ist.

Der BREXIT ist nur das anschaulichste Beispiel dafür, dass viele nicht damit zufrieden sind, wie in der EU gemeinsame Politik gemacht wird. In Polen und Ungarn werden ursprünglich gemeinsame europäische Werte wie Rechtsstaatlichkeit, Medienfreiheit und der Schutz von Minderheiten nach und nach untergraben und in Frage gestellt. Des Weiteren hört man in aktuellen Debatten immer wieder von einem „Europa der Subsidiarität“. Doch meinen die, die ein solches Europa propagieren, meistens nur eine EU mit weniger Kompetenzen als sie momentan innehat. Das Ziel ist nicht, die europäische Politik arbeitsfähiger zu machen, sondern sie gegenüber nationaler Souveränität zu schwächen.

Diese durchwegs anti-europäische Politik funktioniert, weil ihr eine jahrelange Kampagne der Schuldzuweisung und Infragestellung vorangegangen ist – ausgehend von Politiker/inne/n, die ein Gefühl der Verwirrung in der Bevölkerung bezüglich europapolitischer Fragen aufgegriffen und verstärkt haben. Nicht selten kommt es vor, dass



die Staats- und Regierungschefs nach Brüssel fliegen, dort etwas beschließen, nur um dann zu Hause ihre eigenen Entscheidungen nicht als die ihren mitzutragen, sondern plötzlich die EU als Ganzes zu kritisieren beginnen.

Eine mögliche Erklärung für die Entstehung dieser Dynamik ist wohl, dass die EU mit ihren verschiedenen Institutionen durchaus komplex ist. Es gibt Kompetenzen des EU-Parlaments, das aber in ganz grundlegenden Fragen keine Entscheidungskompetenz hat. Daneben gibt es die Kommission, deren Idee eigentlich eine tatsächlich gemeinsame europäische Regierung wäre. Hinzu kommen schließlich noch die Gremien der Regierungschefs der Mitgliedsstaaten bzw. ihrer Minister/innen, die bei entscheidenden Fragen Vetorechte genießen.

Gerade der letzte Punkt stellt ein großes Hindernis für die Schaffung großer europäischer Politik dar. Dass die einzelnen Ländervertreter/innen die Eckpfeiler der EU-Politik aufstellen – und nicht wie in nationalen Regierungssystemen die Regierung im Zusammenspiel mit und unter Kontrolle des Parlaments –, erzeugt ein gewisses demokratiepolitisches Defizit; schließlich wurden diese Regierungsvertreter/innen nicht von der gesamten europäischen Bevölkerung gewählt, sondern sie vertreten naturgemäß ihre eigenen Bürger/innen, von denen sie schließlich wiedergewählt werden wollen. Weil dieses „Demokratieproblem“ die EU in grundlegenden Entscheidungen träge macht, fällt es leicht, die Ineffizienz der Union mit Europa und somit mit der europäischen Zusammenarbeit an sich gleichzusetzen, wobei Stillstand nicht zuletzt durch die Vertreter/innen der einzelnen Mitgliedsstaaten erzeugt wird. Um die Dynamik anschaulicher zu machen, stelle man sich einfach vor, die österreichische Landeshauptleutekonferenz würde die Eckpfeiler der österreichischen Bundespolitik festlegen und zusätzlich am Ende eines Entscheidungsprozesses im Nationalrat Vetorechte haben.

Politik und Medien erklären diese Mechanismen nicht, was in der Bevölkerung das Unverständnis und den Unmut über die Union weiter verstärkt. Der Unmut bezieht sich vor allem auf Vergleiche, in denen sich zeigt, dass einerseits in Punkten wie der „Flüchtlingsfrage“ weit und breit keine gesamteuropäische Lösung in Sicht ist, andererseits jedoch EU-Verordnungen zur Frage, wie oft man ein Wiener Schnitzel frittieren dürfe, in Kraft treten. Ironischerweise beweisen ja Gesetzgebungsakte wie die „Pommes-Verordnung“, dass die EU durchaus europaweite Lösungen schaffen kann, doch lässt man sie es nicht hinsichtlich der großen Fragen der heutigen Zeit.

Den großen Herausforderungen der heutigen Zeit (wie der Migration, dem BREXIT und nicht zuletzt der dramatischen Frage danach, wie man den Planeten auch für künftige Generationen in einem Zustand bewahren kann, der die Grundlage des menschlichen Lebens zu bilden vermag) begegnet Europa – bedingt dadurch, dass es in diesem

komplexen Zusammenspiel zwischen Gesamteuropa und den Nationalstaaten mehr Gegen- als Miteinander gibt – mit einer ungeheuren Machtlosigkeit.

Dies führt zu einem Widerspruch: Weil sich die einzelnen Staaten dagegen sträuben, wirkliche Entscheidungskompetenz an eine höhere Ebene abzugeben, gleichzeitig aber Lösungen in Fragen wie dem Klimawandel und der Migration nicht von einzelnen Staaten alleine gefunden werden können, nimmt man sich selbst jegliche Macht, solche Probleme zu lösen. Die EU kann keine verbindlichen Lösungen schaffen, weil man sie nicht lässt, während die Nationalstaaten für sich genommen zu klein sind, um entscheidend voranzukommen. Weil man nicht bereit ist, Macht abzugeben, gelingt es nicht, sich gemeinsam von der eigenen Ohnmacht zu befreien.

Für das Dasein Europas heißt dies, dass die Politiker/innen der Mitgliedsländer und wir alle als Europäer/innen dazu bereit sein müssten, im Sinne der Subsidiarität die Verhandlung der großen Themen – allen voran den Klimawandel, die Migrationsfrage und die Definition der Rolle Europas in der Weltpolitik – an die höhere, gesamteuropäische Ebene zu delegieren, um sie dort gemeinsam zu gestalten. Um dies in demokratischer Weise vollbringen zu können, wäre ein erster Schritt, dass das EU-Parlament zu einem Abgeordnetenhaus umgebaut wird, das nicht nur EU-Gesetze beschließt, die in der gesamten Union verbindlich sind, sondern das ebenso eine gemeinsame Regierung wählt und kontrolliert. Ein solcher Umbau würde einerseits die Prozesse, die in Brüssel stattfinden, übersichtlicher und effektiver machen und andererseits dazu beitragen, dass die Union und somit Europa für die/den Einzelne/n greifbarer wird. Bei Wahlen zum EU-Parlament wüsste man als Wähler/in um die Wichtigkeit der eigenen Stimme, da Entscheidungen nicht mehr hinter verschlossenen Türen getroffen würden, sondern in öffentlichen Tagungen der Volksvertretung. Dies könnte die Basis einer neuen Identität eines Europas der Demokratie, der Debattenkultur, des Gemeinsamen und der Lösungen für große Fragen darstellen; ein Modell, das die Frage nach dem Europa-Sein auf eine neue Ebene bringen würde.



Jakob Ulbrich, geb. 1996, kommt aus Steyr und studiert in Graz Rechtswissenschaften. 2015–2017 war er ehrenamtlicher Vorsitzender der Katholischen Jugend in Oberösterreich. Im Sommer 2018 hat er die Salzburger Hochschulwoche besucht, die unter dem Leitthema „Angst?“ stand und deren Vorträge in die Überlegungen seines Beitrages eingeflossen sind.

Foto: Brandstetter

# Schritte über Grenzen wagen!

Alois Kölbl im Gespräch mit Frère Alois,  
dem Prior der Gemeinschaft von Taizé



Foto: Annelies de Meulenare

In den Kriegsjahren des Zweiten Weltkrieges hat der Schweizer Theologe Roger Schutz in einem abgelegenen Dorf im französischen Burgund als Friedensprojekt die ökumenische Gemeinschaft von Taizé gegründet. Seit Jahrzehnten kommen nicht nur in den Sommermonaten tausende Jugendliche dorthin, sondern auch zu den Jugendtreffen, zu denen die Brüder der Communauté von Taizé mittlerweile in der ganzen Welt einladen. Das von Frère Roger bewohnte Zimmer wurde nach seinem Tod 2005 bewusst nicht mehr verändert. In diesem Raum, der kein Museum ist, sondern noch immer ein lebendiger und inspirierender Ort für Gespräche, hat Hochschulseelsorger Alois Kölbl während eines sommerlichen Aufenthaltes mit Studierenden aus Graz mit Frère Alois, dem derzeitigen Prior der Gemeinschaft, über die Spiritualität von Taizé, die Europäischen Jugendtreffen und das Taizé-Treffen gesprochen, das dann zwei Monate später in Graz stattgefunden hat.

Unsere letzte Begegnung, an die ich anknüpfen möchte, weil sie mir noch in sehr lebhafter Erinnerung ist, liegt schon einige Zeit zurück. Wir haben am Rande des Taizé-Treffens zu Silvester 2013/14 in Straßburg miteinander über Hoffnung, Vertrauen und Solidarität gesprochen. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, dass am Tag zuvor im mit 1500 Jugendlichen prall gefüllten Plenarsaal des Europaparlaments eine junge Frau aus der Ukraine die Frage gestellt hatte: „Was können wir machen, wenn sich politisch nichts ändert?“ – Einige Wochen später

war ich selber am Maidan in Kiew und tief berührt von den Friedensgebeten, die dort jeden Tag mittags und abends stattgefunden haben. 48 Stunden nachdem ich das Land verlassen hatte, fielen dann die schrecklichen, todbringenden Schüsse am Platz! Vor ein paar Monaten hat in Lemberg erstmals ein Taizé-Treffen in der Ukraine stattgefunden. Welche Erfahrungen haben Sie mitgebracht?\*

Dieses Treffen war eine große Freude, doch gleichzeitig war die Stimmung in Lemberg sehr ernst. Im Osten der Ukraine herrscht

noch immer Krieg, was in Westeuropa inzwischen kaum mehr wahrgenommen wird. Die Menschen im Land leiden immer noch sehr unter der Situation. Umso mehr hat uns gefreut, dass zum Treffen Ende April Vertreter der verschiedenen Kirchen kamen. Die Situation zwischen den Konfessionen in der Ukraine ist ja historisch bedingt sehr angespannt, auch unter den orthodoxen Kirchen selbst. Bei einem der gemeinsamen Gebete habe ich die Jugendlichen aus Russland erwähnt, die zum Treffen gekommen waren – da brandete Applaus auf. Das hat mich sehr



Fotos: Annelies de Meulenare

berührt. Es war auch sehr schön, dass viele Jugendliche aus Polen gekommen waren, obwohl das Verhältnis dieser beiden Länder aufgrund der Geschichte ebenfalls nicht einfach ist. So etwas sind sehr konkrete Zeichen der Versöhnung! Man kann sagen, dass die Jugendlichen die Kirchenverantwortlichen zusammengebracht haben. Und sie haben die jungen Russen und die jungen Polen aufgenommen! – Nach dem Treffen habe ich zusammen mit einem meiner Brüder unseren Pilgerweg in den Osten der Ukraine fortgesetzt, in die Stadt Saporischschja, die nahe dem Kriegsgebiet liegt. Dort, in der Gegend von Donezk, konnten wir gemeinsam beten. Und auf dem Rückweg haben wir dann für ein gemeinsames Gebet in Kiew Halt gemacht. Wir wollten nicht nur nach Lemberg fahren, sondern auch die Menschen im Osten des Landes besuchen!

**Grenzen überwinden, Versöhnung schaffen und Gemeinschaft stiften ist der Ur-Impuls der Communauté von Taizé, die in einer Zeit gegründet wurde, als unweit von hier in den Kriegsjahren die Demarkationslinie verlief. Nach der europäischen Einigung erleben wir zurzeit gerade im europäischen Osten das Wiederaufkommen neuer Nationalismen. Wie sehen Sie die Zukunft?**

In der heutigen Zeit kann man über die Zukunft nur spekulieren. Zunächst kommt es wohl darauf an, die Situation wahrzunehmen und zu versuchen, die Entwicklungen und Spannungen zu verstehen. Wir leben in einer globalisierten Welt, in der alles immer einheitlicher wird. Dabei werden regionale Besonderheiten oft übersehen und als solche nicht anerkannt. Doch wir erleben hier in Taizé, dass es durchaus möglich ist, mit regionalen Besonderheiten zu leben, ohne uns deswegen voneinander abzugrenzen. Diese Hoffnung trägt uns. So kommen zum Beispiel Russen und Ukrainer oder Serben und Kroaten nach Taizé und lernen einander erst einmal kennen. Das war auch bei unserem Treffen vor kurzem in Hongkong so. Wir stellen vor allem immer wieder fest, wie wichtig es ist, anderen zuzuhören.

**Ich habe gestern beim Mittagessen mit den Brüdern, zu dem Sie mich eingeladen hatten, eine bunte Gemeinschaft erlebt, die nicht nur multikulturell, sondern auch multikonfessionell ist. Das ist sicher nicht immer einfach, aber eben auch eine große Chance ...**

Ich glaube, dass die Ökumene einen wichtigen Beitrag zur Versöhnung leisten kann. In Taizé leben wir aus der Überzeugung,

dass die Taufe uns in Christus in einem einzigen Leib vereint. Das beflügelt uns, und in diesem Geist kommen wir dreimal am Tag zum Gebet zusammen – wir Brüder, die wir verschiedenen Konfessionen angehören, und die Jugendlichen, die gerade da sind. Zurzeit ist der Sekretär der katholischen Bischofskonferenz von Südafrika zusammen mit einem der Jugendseelsorger des Landes hier – und gleichzeitig eine presbyterianische Kirchengemeinde aus Pretoria mit ihrer Pastorin. Diese Menschen begegnen sich hier vielleicht intensiver als bei sich zu Hause. Wir wollen ein Ort der Begegnung sein, an dem sich die Menschen ohne Furcht öffnen können.

**In Taizé ist immer wieder die Rede von Quellen. Was sind die Quellen von Taizé?**

Dieses Wort stammt von Frère Roger. Es ist eine Aufforderung, zu den Quellen des Glaubens zu gehen! Im Glauben liegt eine Quelle des Lebens. Gott vertrauen ... ja, mehr noch: Uns bewusst zu machen, welches Vertrauen Gott in uns setzt – darin besteht das Evangelium. In Christus sagt Gott: „Ich vertraue euch!“ Nach seiner Auferstehung schenkt Jesus seinen Jüngern erneut Vertrauen und sendet sie in die Welt. Das sind die Quellen des Vertrauens, die wir immer wieder neu freilegen

möchten. Ich hoffe, dass die Jugendlichen, die Woche für Woche zu uns kommen, etwas von dieser Quelle spüren. Das setzt natürlich voraus, dass wir auch Durst empfinden. Aber die Menschen entdecken hier oft als Erstes: „Ich sehne mich nach Liebe.“ Und von da aus machen sie sich auf die Suche nach den Quellen.

**Über das Taizé-Treffen in Graz haben wir als Motto „Sharing Future“ geschrieben – gerade weil wir in einer Zeit zunehmender Zukunftsängste leben, soll es in den Workshops um Nachhaltigkeit und Solidarität gehen. Hoffnung und Vertrauen kann man wohl nicht einfach lernen, aber was kann man tun, um sie zu stärken?**

Doch, das kann man! Wir können und wir müssen unser Leben lang lernen zu vertrauen! Entmutigung und Misstrauen stellen eine ständige Versuchung dar. Wir müssen uns immer wieder neu auf den Weg machen, damit dieses Vertrauen in unserem Leben konkret wird, und zwar zuallererst bei den Menschen, mit denen wir zusammenleben. Wir müssen Hoffnung wagen, auch wenn das heute deutlich schwieriger ist als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Ich erinnere mich noch an die Zeit, als der Eiserne Vorhang quer durch Europa verschwunden ist. Da gab es überall eine große Hoffnung. Heute müssen wir die Hoffnung aus dem Glauben heraus vertiefen, denn sie lässt sich nicht mehr so sehr an äußeren Ereignissen festmachen. Wir müssen unsere Hoffnung aus dem Kreuz und der Auferstehung schöpfen.

**Das Jahr 1968 hat einen schillernden Klang. Es steht für Studierendenrevolution, „Prager Frühling“ und den Ruf nach umfassender Freiheit. Damals übte auch Taizé eine große Anziehungskraft auf Jugendliche aus, die sich gesellschaftspolitisch engagieren wollten. Sie sind in dieser Zeit zum ersten Mal aus Deutschland nach Taizé gekommen und haben damals als Jugendliche die Stimmung hier erlebt. Wie erleben Sie die Jugendlichen, die heute hierherkommen?**

Man kann heute etwas ganz Ähnliches beobachten, und das ist erstaunlich! Viele

Menschen haben ein echtes Interesse an den großen Fragen – und zwar nicht nur, weil sie Angst haben. Gestern sprach ich mit einem Jugendlichen, der ein Jahr als Freiwilliger hier mitgelebt hat und nun ein Studium beginnt, um für den Klimaschutz zu arbeiten. Ich merke immer wieder: Wenn wir die großen, drängenden Fragen ansprechen, zeigen die Menschen ein großes Verlangen, etwas zu tun und die Gesellschaft positiv zu verändern. Wir begegnen keineswegs nur Fatalität und Entmutigung, ganz im Gegenteil! Viele Jugendliche stellen sich den Problemen und möchten etwas verändern. Diese Dimension der Jugendtreffen ist uns sehr wichtig, denn zu den Quellen des Glaubens zu gehen darf niemals bedeuten, sich in seine kleine heile Welt zurückzuziehen. Wir wollen die Augen aufmachen, die Sorgen und Nöte der Menschen sehen und auf den Schrei der Natur hören. Jesus hat klar und deutlich gesagt: „Ich schicke euch wie Schafe unter die Wölfe.“ – In den letzten Jahren haben wir immer wieder davon gesprochen, das „Wagnis einer neuen Solidarität“ einzugehen. Dazu wollen wir den Jugendlichen Mut machen. Aber die Jugendlichen machen auch uns Mut, und das ist großartig! Es ist viel am Entstehen. Hoffen wir, dass dies in den großen Fragen der Gerechtigkeit und der Sorge um die Schöpfung zu einer breiten Neuorientierung in unserem Denken und Handeln führen wird!

**Wie sehen Sie persönlich das Erbe von Frère Roger? Welche Akzente haben Sie selber gesetzt bzw. welche wollen Sie als Prior der Communauté noch setzen?**

Wir sind sehr dankbar dafür, wie wir in der Zeit nach dem Tod von Frère Roger geführt wurden! Ja, das haben nicht wir gemacht, wir wurden tatsächlich geführt! Es gibt eine große Kontinuität, weil sich Frère Roger nicht selbst in den Mittelpunkt gestellt, sondern immer auf Christus gezeigt hat. Das haben die Jugendlichen gespürt, und sie kommen auch weiterhin in großer Zahl, um diese Quelle für ihr Leben zu suchen. Frère Roger war nicht selbst diese Quelle, sondern er hat immer wieder auf sie verwiesen! Das Wichtigste,

was er uns hinterlassen hat, ist unsere ökumenische Communauté. Ohne sie wäre das alles hier undenkbar! Aber das gemeinsame Leben braucht auch unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit, vor allem, weil sich die Communauté ständig weiterentwickelt. Es gibt mittlerweile eine ganze Reihe von jungen Brüdern, die Frère Roger nicht mehr gekannt haben. Außerdem ist die Communauté noch internationaler geworden. Immer mehr Brüder kommen von den anderen Kontinenten. Morgen Abend wird ein Bruder aus China in die Gemeinschaft aufgenommen. Das ist eine große Herausforderung für uns, mit Menschen aus so unterschiedlichen Ländern, Kulturen und Mentalitäten zusammenzuleben. Wir spüren, dass der Pilgerweg des Vertrauens, den Frère Roger vor vierzig Jahren ins Leben gerufen hat, auch außerhalb Europas Stationen machen muss. Das haben wir in den letzten Jahren mit Treffen auf den anderen Kontinenten ausgebaut.

**Und Ihre Erwartungen für das Taizé-Treffen im Oktober in Graz?**

Das Treffen in Graz und in der Steiermark ist für uns eine große Freude! Wir sind sehr dankbar für die Einladung! Mein Wunsch wäre es, bei diesem Treffen zwei Aspekte miteinander zu verbinden, so wie wir es auch hier in Taizé tun: Die Quellen des Glaubens freizulegen und kleine Schritte über die Grenzen hinweg zu wagen. Wie diese Schritte aussehen, das muss sich während und auch nach dem Treffen zeigen.\*\*

\* Von November 2013 bis zur gewaltsamen Beendigung im Februar 2014 hatten nach der Erklärung der ukrainischen Regierung, das Assoziierungsabkommen mit der Europäischen Union nicht unterzeichnen zu wollen, am Maidan, dem größten Platz der Hauptstadt Kiew, täglich bis zu über eine Million Menschen demonstriert.

\*\* Über 650 Jugendliche aus 16 verschiedenen Ländern sind zum Regionalen Taizé-Treffen vom 25.–28. Oktober 2018 nach Graz gekommen und haben sich unter dem Motto „Sharing Future“ in Workshops über Solidarität, Nachhaltigkeit, ökologisches Bewusstsein und ein grenzüberschreitendes Miteinander ausgetauscht. Im Zentrum standen die Gebete mit den Gesängen aus Taizé und viel Stille. Spiritueller Höhepunkt war die „Nacht der Lichter“ im übervollen Grazer Dom.

# Im Herzen die Welt

Von Jennifer Brunner

Meine Familiengeschichte an dieser Stelle auszubreiten, scheint vielleicht irrelevant für unser Thema um Europa, doch kann sie – vielleicht auch nur exemplarisch – verdeutlichen, worauf sich das Leben meiner Kindheit im steirischen Ländle konzentrierte: nämlich auf die eigenen Dramen. Zwischen Führerscheinenzug, Kontopfändung, Armbruch des Kindes, Streit mit dem Chef, Arbeit – Arbeit – Arbeit, dem kaputten E-Herd bei der Oma, Klavierstunden sowie Erhalt und Pflege des eigenen Nestes, was sich in meinem Fall als Reihenhaus-Zuhause mit kleinem Pool im Garten und barfußigen Sommern mit „Räuber und Gendarm“ spielenden Nachbarskindern manifestierte. Meine Eltern: Arbeiter/in, anschließend selbstständig, anschließend Konkurs. Unser Zuhause zeigt an der geschmiedeten Eingangstür noch die Initialen der Kernfamilie, doch zähle ich inzwischen vier Ehen, zwei Ex-Stief-Geschwister und seit ein paar Monaten drei neue Stiefbrüder.

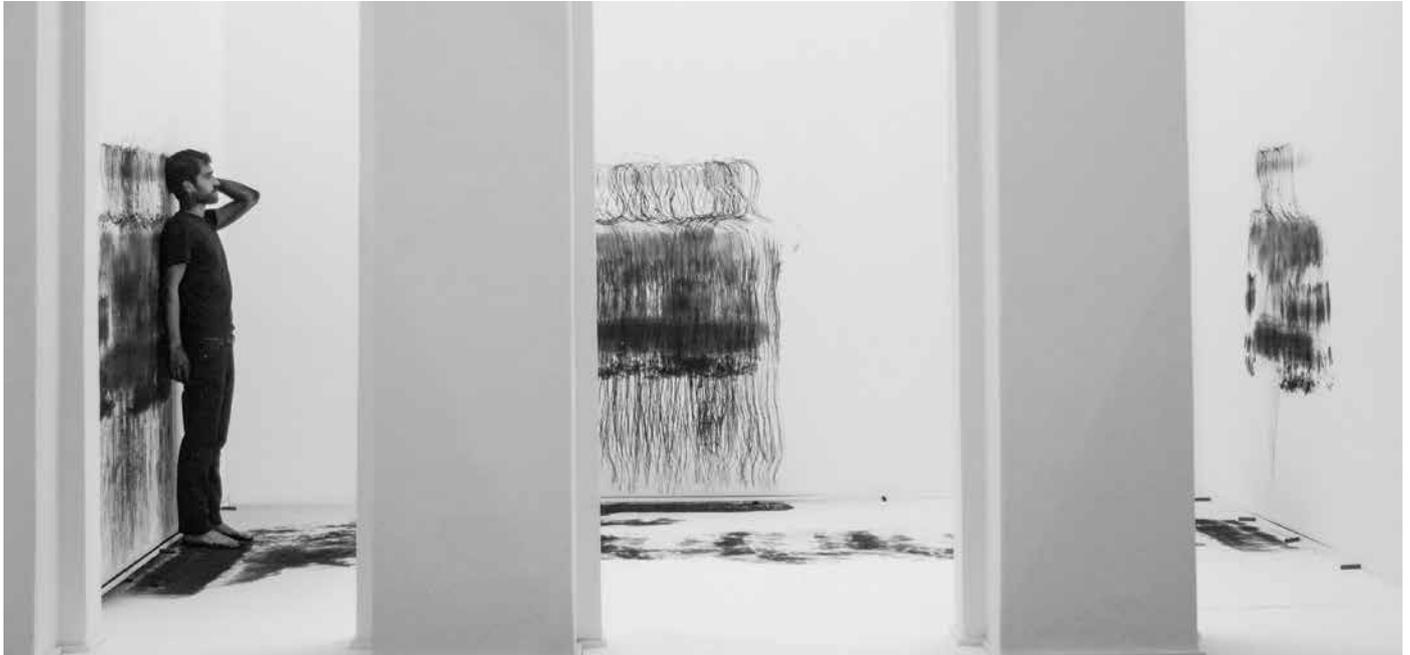
Ich bin 30 Jahre alt.

Im eigenen Kammerspiel entfaltete sich also die Welt. „Das Ausland“ betraf uns nur durchs Fernsehen oder wenn 'mal „die Ungarn“ zum Sammeln anläuteten, „die Zigeuner“ die Parkplätze verstellten, „die Rumänen“ kein Deutsch konnten und insofern, als wir gefühlt ewig keine Schwammerl „brocken“ konnten wegen dieser Sache in Tschernobyl. Den Rest von Europa erlebten wir im Urlaub in fremden Währungen und Staus an den Grenzen, post ferias dann auf analogen Photographien, die wir im Supermarkt entwickeln ließen. Das Internet gab es lange nicht, und ich erinnere mich, dass meine Eltern mich derart überredet haben, meinen „Zutz“ (ohnehin äußerst spät) doch abzugeben, indem sie mich aufforderten, ihn postalisch nach Afrika an ein armes Kind zu schicken. Das hat gezogen. Ansonsten war Solidarität nicht unbedingt unsere Sache, und besonders gläubig war übrigens auch keine/r von uns – bzw. wenn, dann nur im Notfall.

Natürlich ist das alles ein alter Hut und deutlich facettenreicher und weniger plakativ, als es an dieser Stelle Raum finden könnte, aber: Inzwischen fühlt man sich selbst in den kleinen steirischen Dörfern und „im Innersten“ schon eine ganze Zeit lang betroffen – von *dem* Fremden, von *den* Fremden, von Europa, von der Globalisierung durch Digitalisierung und diesem ganzen Zeug. Die eingefleischten Sozialist/inn/en sind Freiheitliche geworden, die Haustüren werden nachts abgesperrt, gemunkelt wird von „den Asylantern am Gartenzaun“, auf Facebook dann geschrien

über „die Schmarotzer“. Man könnte argumentieren, dass das eine Generationenfrage sei, doch scheint zumindest ein Großteil meiner Altersgenossen in meinem Heimatort (und in den diesen umgebenden Talschluchten) dem bekannten alten Entwurf nachzueifern: Die erstrebenswerten Ziele sind Sicherheit, Komfort und Erhalt des Eigenen – die neue Konservative. Die Furcht vor Veränderung des gegenwärtigen Zustandes (der seinerseits aber selbst Gegenstand eines jammernden O-Tons ist) aufgrund von Ereignissen des Weltgeschehens, die unkontrollierbar scheinen, kennzeichnet Denken und Handeln. Aus der leicht erhöhten Perspektive städtisch studierter „Bobos“ und urbaner Kreise, die uns als „Bildungsbürgertum“ bekannt sind, lassen sich derartige Phänomene einfach erklären: Die Komplexität unserer klein gewordenen Welt, Ursachen und Wirkungen in ihrer Kohärenz noch irgendwie fassen zu können, das sind verstandesmäßige, recherchaufwendige und zeitintensive hermeneutische Herausforderungen. Begegnung ist der einzige Schlüssel, nur sie kann Vorurteile brechen. Etc. pp. So fordert *eine* Position ein, was *die andere* am stärksten ängstigt und ablehnt. Das wird dann wohl ein Abschnitt dieses gesellschaftlichen Grabens sein, der nach wie vor in aller Munde ist und unsichtbar zwischen uns verläuft, sich in 50:50-Wahlergebnissen widerspiegelt und mir jedes Mal die Scham ins Gesicht treibt, wenn die Nachbarin meines Vaters mir erklärt, dass sie seit der „Flüchtlingskrise“ nicht mehr alleine zur 60 Sekunden Fußmarsch entfernten Garage gehen könne.

Und dann bin da ich. So als Individuum. So mit meiner eigenen Identität. Zermalmt zwischen den Fronten des Kampfes um die österreichische Seele. Das klingt pathetisch. Ist es auch. Trotzdem fühle ich mich so, wenn ich den Zug am Bahnsteig 2 aus Graz in Richtung Provinz kommend verlasse und schon wieder schmunzeln muss, weil das Schlagwort „Kultur“ aus dem Logo der Stadt stillschweigend zugunsten von „Sport – Industrie – Leben“ gestrichen worden ist – ebenso wie die letzte Buchhandlung. Als Projektleiterin im Afro-Asiatischen Institut, im interreligiösen Dialog, als Doktorandin der Geisteswissenschaften und (inzwischen) weit Reisende ändert sich in dem Moment am Dorf-Bahnhof irgendwie mein Status und die Umgebung reagiert auf mich plötzlich anders;



Matěj Frank, present/absent, 2018. ©Frank Foto: Kölbl

nämlich wie auf eine Art Einhorn, das aus dem Goldtopf eines Kobolds am Ende eines Regenbogens frisst. Zum ersten Mal spüre ich nicht nur theoretisch, welche Formen Ablehnung und Rassismus spielen können.

Dieses Gefüge beschäftigt mich nun schon recht lange: Was für ein Glücksfall, die erste aus der Familie zu sein, die eine Universität besuchen darf? Die erste, die wirklich „international unterwegs“ ist, die nach Graz gegangen ist ... Die erste, die statt körperlich sehr belastender Arbeit in Hallen und Kellern mit Maschinen in Hitze oder Kälte in einem Büro mit eigenem Schreibtisch sitzt und „irgendwas mit Religionen“ macht. („Bist jetzt imma no bei da Kirch'n? Kannst du net was mach'n wegen der Kirchensteuer ...?“)

Tatsächlich ist es für viele Mitglieder meiner Familie, meine Nachbar/inne/n und alte Bekannte eigentlich kaum vorstellbar, dass ich dauernd mit Menschen unterschiedlicher Religion und Herkunft im Austausch bin. Reflexartig kommt die Plattitüde in mir hoch: „Da ist die Lebensrealität eine andere.“

Eine halbe Stunde mit dem Auto von Graz entfernt.

Diese Glücksfälle sind unzählbar und reichen von jenem, dass ich mich während des Studiums in Leo Perutz' Texte verlieben konnte, bis zu dem, dass ich sinnhaften Aufgaben in meiner Arbeit nachgehen kann (!), aber auch eine Studienreise nach Mexiko möglich war oder Bewerbungen für Auslandssemester und Praktika rund um die Welt, dass ich auf unglaubliches Engagement und Personen treffe, die mich und mein Leben bereichern ... Sie wissen schon.

Gleichzeitig hat mir dieses Glück ein bisschen mein Zuhause entfernt – auch wenn ich es letztlich und verzwickter Weise natürlich doch genau so liebe, wie es ist. Es

verbindet mich allerdings wenig Wahlverwandtes, und ein hartes Stück Arbeit ist es auch, die vielschichtigen Identitäten zu spüren – was vielleicht sogar nach einem Witz klingen muss von jemandem ganz ohne Migrationshintergrund und aus der Mehrheitsgesellschaft. Erstaunlich ist, dass mich diese Entfremdung kaum schmerzt, denn „Zuhause“ bedeutet mir heute etwas Anderes als das Zuhause meiner Kindheit und als das Vorgelebte.

Unser Zuhause, das ist die ganze Welt.

So starr vieles scheint, so ist das Zusammenwachsen doch die eindeutig stärkere und vor allem zukunftsrelevante Tendenz. In der Entwicklung der Menschheitsgeschichte ist sie vielleicht unumkehrbar, geht sie doch auch mit der Unterwerfung der Welt Hand in Hand, die den Menschen ständig antreibt. In diesem Sinne werden viele der heute von allen Seiten heiß diskutierten Themen im Orkus der Geschichte ihre ganze Irrelevanz preisgeben: Das stimmt doch recht tröstlich.

Jennifer Brunner,  
geb. 1987 in Bruck / Mur. Studium  
der Germanistik, Philosophie und  
Sprachwissenschaft an der KFU  
Graz. Seit 2012 Redaktionsmitglied  
der Zeitschrift *Denken+Glauben*. Seit  
Aug. 2017 Projektreferentin für *ComUnitySpirit – Religionen & Kulturen  
im Dialog* im Afro-Asiatischen Institut.  
Entdeckt Graz am liebsten laufend.



Foto: privat

# Alte Texte und neue Wirklichkeiten

Neutestamentliche Texte als Reflexionsimpulse für aktuelle Macht- und Legitimationsdiskurse?

Von Christine Rajič



Matěj Frank, present/absent, 2018. ©Frank Foto: Kölbl

Nicht nur die letzte Ausgabe dieser Zeitschrift trug den Titel „Macht und Freiheit“; die Teams der KHG und des AAI verstehen das damit bezeichnete Spannungsfeld auch als Leitthema ihres Wirkens im aktuellen Studienjahr. Nachdem der inhaltliche Fokus beim letzten Mal auf verschiedenen Perspektiven zum Begriff „Freiheit“ lag, soll der vorliegende Beitrag einen exemplarischen theologischen

Zugang zum Begriff „Macht“ bieten. Demgemäß werden zwei ausgewählte neutestamentliche Beispiele in bibelwissenschaftlicher Perspektive hinsichtlich jener Implikationen, die eine Aufnahme von Legitimations- und Herrschaftsdiskursen ihrer Entstehungszeit widerspiegeln, reflektiert. Die gewählten Beispiele können für sich genommen als paradigmatische Impulse in Form expliziter

oder impliziter Bezugnahmen auf ganz unterschiedliche Gesichtspunkte solcher Diskurse gelesen werden. Dabei geht es nicht darum, ausgehend von heute als zentral beurteilten Fragestellungen oder Herausforderungen eindeutige Antworten auf die mitunter etwas naiv anmutende Frage „Was sagt denn die Bibel dazu?“ zu formulieren; vielmehr soll der Versuch unternommen werden, Positionen, die gesellschaftspolitische Gegebenheiten reflektieren oder auf gemeinschaftliche Herausforderungen antworten, zu rekonstruieren, um bestenfalls den Reflexionshorizont zur Wahrnehmung allgemein gesellschaftlicher bzw. gesellschaftspolitischer Konstellationen, die den eigenen Lebenskontext prägen, zu erweitern.

Im Rück-Blick auf die Entstehungskontexte und nachzeichenbare literarische Strategien zweier ntl. Textstellen soll sich der Interpretationsprozess als *impulsgebend* für die Entwicklung und Begründung christlich geprägter Haltungen in gesellschaftspolitischen Diskursen erweisen – eine zunehmend wichtige Aufgabe, die in neutestamentlicher Perspektive sowohl der/dem einzelnen Gläubigen als auch christlichen Gemeinden insgesamt aufgetragen ist.

Freilich ist dabei zu bedenken, dass die eigene gesellschaftliche und kulturelle Verortung sowie die individuellen Voraussetzungen, Vorannahmen und insbesondere *Interessen* jeden Lektüreprozess entscheidend beeinflussen. Es macht einfach einen Unterschied, welchen (Bibel-)Text man aus welchen Gründen und mit welchen Zielsetzungen liest. Damit gerät indirekt die christliche Rezeptionsgeschichte der Bibel samt ihrem ambivalenten Charakter in den Blick: Die zahllosen Auslegungen biblischer Texte durch die Jahrhunderte stellen gleichsam Manifestationen der Beurteilung gesellschaftlicher Wirklichkeiten und verbalisierte Legitimationsquellen für ganz unterschiedliche Ansprüche auf die (Mit-)Gestaltung der Gesellschaft dar. Solche Ansprüche haben in der wechselvollen Geschichte des Christentums vom Entwurf sozialer Gegenmodelle angesichts gesellschaftlich ansonsten legitimierter Unterdrückungsszenarien über die Legitimierung kriegerischer Auseinandersetzungen bis hin zu mit Mitteln der Gewalt durchgesetzten Herrschaftsansprüchen gereicht. Und ganz am Anfang? Da stirbt Jesus am Kreuz. Ein drastisches und tragisches Zeichen der Ohnmacht.

## **Zur Umkehrung realpolitischer Verhältnisse: Die lukanische Geburtserzählung**

Die Geschichte des Christentums ist bereits von ihren Anfängen her mit Legitimations- und Herrschaftsdiskursen verbunden. Diese Beobachtung ergibt sich in ganz selbstverständlicher Weise aus der gesellschaftlichen Kontextgebundenheit der ersten Jünger/innen Jesu (und jedes Menschen).

In historisch-kritischer Perspektive gilt es für die Lektüre ntl. Texte festzuhalten, dass das *Osterbekenntnis* bzw. die nachösterliche Sicht auf das Leben, Wirken und Sterben Jesu die ntl. Schriften in entscheidender Weise geprägt hat – so sind die Evangelien nicht als Geschichtsbücher angelegt, die es ermöglichten, den einen *unverstellten Zugang* zu Jesus als einer historischen Person zu erhalten. Vielmehr reflektieren sie mit je eigenen Akzentsetzungen die *theologische* Bedeutung Jesu. Diese nachösterliche Perspektive hat dementsprechend auch auf das lukanische und das matthäische Geburtsnarrativ eingewirkt. Zugleich gilt, dass Jesus zu den „am besten bezeugten Persönlichkeiten der Antike“ zählt (Pichler, Josef / Neureiter, Livia: Der Friedenskönig in Windeln. Die Geburtserzählung als alternatives Hoffnungsszenario des Evangelisten Lukas, in: *reli+plus* 11–12 [2013] 4–7, 4). Aus dieser grundlegenden Einsicht lässt sich jedoch nicht ableiten, dass die im Matthäus- und Lukasevangelium narrativ entfalteten Geburtsszenarien gesicherte historische Tatsachen darstellen. Schon eine kurze vergleichende Lektüre lässt daran Zweifel aufkommen. Aber:

Das lukanische Geburtsnarrativ stellt ein anschauliches Beispiel für die Einbettung der ntl. Evangelien in den Rezeptionshorizont der griechisch-römischen Antike dar. Unter Aufnahme bekannter literarischer Formen und deren kreativer Transformation weist die lukanische Geburtserzählung, die einen *vorausweisenden Charakter* für das gesamte Evangelium hat, deutliche Spuren einer gesellschaftspolitischen Bezugnahme auf einen ganz zentralen Herrschaftsdiskurs auf. Das Heilswirken Gottes in Jesus Christus wird als Alternative zum Herrschaftsanspruch des Kaisers Augustus artikuliert: Die Einbettung des Erzählzyklus in einen historischen Rahmen, die narrative Verortung der Gestalt Jesu in der davidischen Königsdynastie, die Erwähnung der Hirten, denen die Verkündigung der Geburt Jesu zuteilwird, das in Windeln gewickelte Jesuskind verweisen allesamt darauf, dass der Erzählabschnitt ein anderes Narrativ – nämlich jenes eines paradiesischen Goldenen Zeitalters – konterkariert. Dieses Motiv wurde von Kreisen rund um Kaiser Augustus reaktiviert, um dessen Herrschaftsanspruch zu legitimieren. Die Botschaft: Mit der Regentschaft des Augustus ist das in römischer Vorstellung göttlich legitimierte Goldene Zeitalter – und mit ihm Friede, Gerechtigkeit und Wohlstand – zurückgekehrt. Dem stellt das Lukasevangelium eine andere Botschaft entgegen: „Dazu werden die *Topoi* des Goldenen Zeitalters in einen neuen Zusammenhang gestellt, der die politische Rhetorik des frühen römischen Prinzipats neu buchstabiert und auf diese Weise indirekt, aber grundlegend infrage stellt (Schreiber, Stefan: *Goldene Zeiten? Politische Perspektiven der lukanischen Geburtsgeschichte*, in: Reinmuth, Eckart [Hg.]: *Neues Testament und Politische Theorie. Interdisziplinäre Beiträge zur*

Zukunft des Politischen, Stuttgart: 2011, 83–97, 92)“. Das Jesuskind wird mittels dieser literarischen Strategie zu einer dem römischen Kaiser gegenübergestellten „Kontrastfigur“ (ebd., 93), dem römischen Prinzeps wird ein anderes Herrschaftskonzept entgegengebracht. Ein vom Alten Testament geprägtes Gottesbild bildet den entsprechenden theologischen Hintergrund. Auffallend ist der Fokus auf soziale Wirklichkeiten: Lk 1,51–53 verheißt eine „Umkehrung der Macht- und Besitzverhältnisse“ (ebd., 94). Die lukanische Geburtserzählung spiegelt so in gewisser Weise die Erkenntnis wider, dass institutionalisierte Machtverhältnisse nicht einfach Stabilität und (sozialen) Frieden gewährleisten (Stichwort „Pax Romana“), sondern mitunter Ungleichheiten schaffen und auch fördern.

### **Zur Legitimation von Autoritätsansprüchen: Ein Beispiel aus dem 1. Petrusbrief**

Die Tatsache, dass biblische Schriften ganz unterschiedliche Entstehungskontexte und Zeithorizonte widerspiegeln, hat auch Einfluss darauf, auf welche Aspekte rund um Fragen der Legitimation und Machtausübung sie Bezug nehmen. Ein schönes neutestamentliches Beispiel für einen eher als „intern“ zu qualifizierenden Diskurs liefert der 1. Petrusbrief. Auch dazu seien einige exemplarische Impulse angeführt.

Wie auch anderen Briefen des ntl. Kanons (Eph, Kol, 1/2 Tim u. a.) lässt sich dem 1 Petr eine pseudepigraphische Verfasserschaft attestieren. Dabei handelt es sich um eine nachgeahmte, fingierte Verfasserschaft: Unter Berufung auf eine im Urchristentum anerkannte Autorität – hier: jene des Petrus – werden in dem brieflichen Rundschreiben (vgl. 1 Petr 1,1) Herausforderungen verhandelt, die der Schreiber für die adressierten Gemeinden diagnostiziert. Darin spiegelt der Brief eine Situation wider, die nicht der Lebenszeit des Petrus, sondern späteren Entwicklungen entspricht. Er stellt eine Reaktion auf eine äußere Konfliktsituation, mit der sich die Adressat/inn/en konfrontiert wissen, dar. Der Verfasser versucht zu intervenieren, indem er die vorfindliche schwierige Situation in theologischer Perspektive deutet und aus dem Glauben heraus Zuspruch vermittelt.

Zudem werden in diesem „Motivationsschreiben“ auch Aspekte verhandelt, die Christ/inn/en in ihrer Lebensgestaltung, ihrem Wirken in die Gemeinschaft hinein, ansprechen. An verschiedenen Stellen werden Handlungsanweisungen und ihnen zugeordnete Begründungen formuliert. Wir würden heute wohl am ehesten davon sprechen, dass der Briefautor *Ansätze* einer Ethik artikuliert. Nun haben alle Versuche einer – nicht nur religiös, sondern auch anders motivierten – Begründung von Ethik gemeinsam, dass sie untrennbar mit einem Herrschaftsmoment

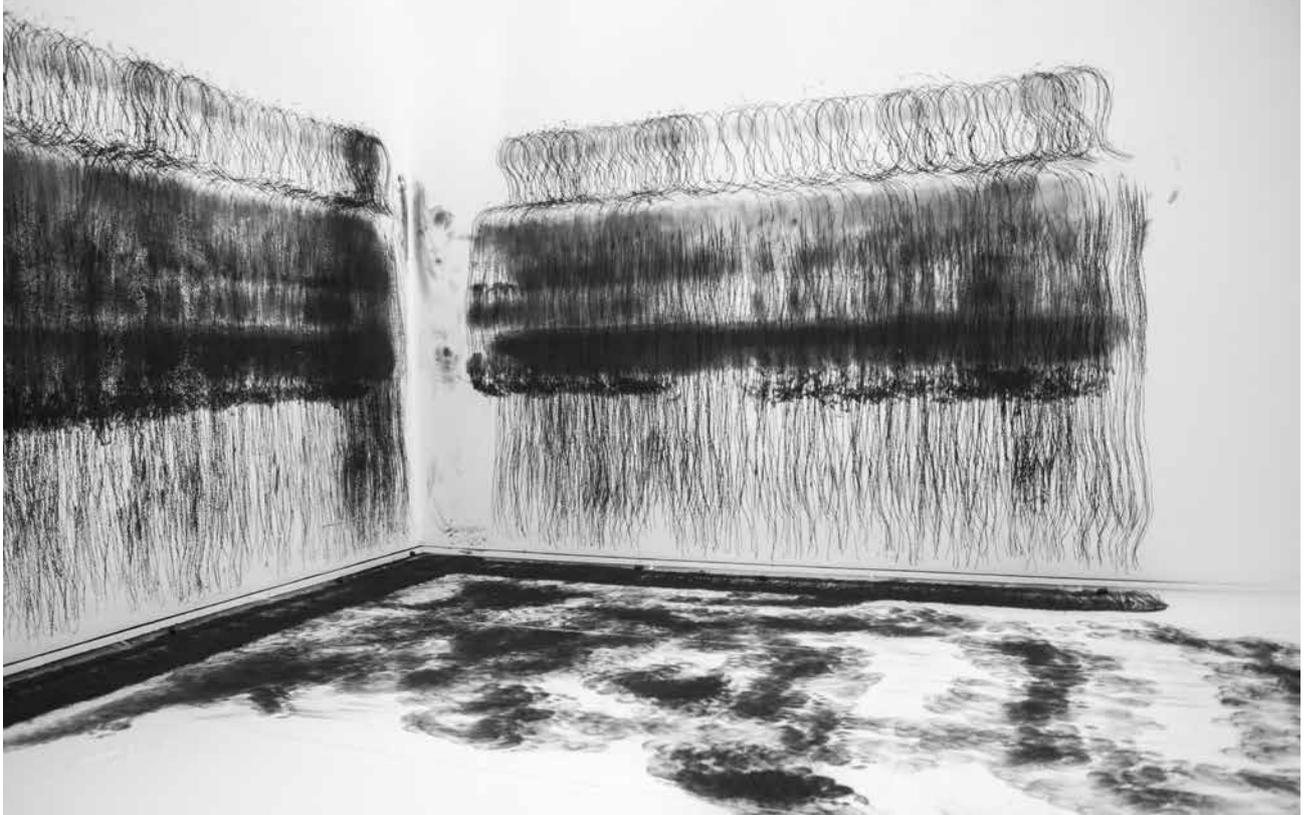
verbunden sind. Denn jeder Imperativ, jedes „du sollst“, setzt voraus, dass es jemanden gibt, der die Macht hat, einen solchen Appell an andere zu richten. Wer „du sollst“ sagen kann, definiert damit implizit auch, welche Werte erstrebenswert und welche abzulehnen sind. Die Gefahr eines missbräuchlichen Umgangs mit ethischen Maßstäben und ihren Begründungen ist also jeder Ethik immanent. Welche Verhältnisbestimmung zwischen Autoritätsansprüchen und ethischen Handlungsanweisungen lässt der erste Petrusbrief durchscheinen? 1 Petr 5,1–4 liefert hierzu beachtenswerte Erkenntnisse: Der kurze Textabschnitt zeugt von einer durchaus differenzierten Reflexion dieses Verhältnisses. Er ist an die Ältesten der adressierten Gemeinden gerichtet. Sie erhalten Handlungsanweisungen. Die von ihnen wahrgenommenen Leitungsaufgaben sollen in eine bestimmte Richtung gelenkt werden. Insgesamt werden drei Verhaltensweisen, die aus Sicht des Verfassers wünschenswert sind, drei unerwünschten Verhaltensweisen gegenübergestellt. Und auf den ersten Blick sichtbar: Das von den Ältesten geforderte Handeln findet seine Begründung in Gott bzw. Christus.

Diese Beobachtung lässt sich unter Berücksichtigung von 1 Petr 2,21–25 untermauern. Der dortige Hymnus weist nämlich beachtenswerte Stichwortverbindungen zu 1 Petr 5,1–4 auf. In besagter Verbindung wird die Autorität des Leitungshandelns von Christus her begründet. Sein Dienst an den Menschen wird zum Vorbild für die Ältesten, die wiederum zum Vorbild für die Gemeinden werden sollen. Die Begründungsstruktur ist demnach christologisch fundiert.

Der Verfasser selbst äußert jedoch nicht nur den Appell. Er thematisiert auch seine Funktion innerhalb des sozialen Gefüges, das er im Blick hat. Dabei hält er eine bemerkenswerte Spannung von Distanz und Nähe gegenüber den Ältesten aufrecht. Seine Autorität – und damit auch die Legitimität seiner Forderungen – betont er mit dem Verweis darauf, dass er Zeuge der Leiden Christi sei; ein Aspekt, der seine Vorrangstellung betont. Auf eine Stufe stellt er sich mit den Ältesten, indem er sich selbst als *Mitältester* bezeichnet. Und dann gibt es da noch den Hinweis, dass „Petrus“ an der sich offenbarenden Herrlichkeit teilhabe. Die Ältesten hingegen haben sich noch in ihrer Leitungsfunktion zu bewähren, um letztlich den Kranz der Herrlichkeit zu erlangen.

### **Offenlegung und Ausblick**

Welche Intentionen möchte ich *an dieser Stelle* als Verfasserin des vorliegenden Beitrages mit der Lektüre der beiden diskutierten Textstellen verknüpft wissen? Wir leben in brisanten Zeiten. Ein bewusstes Wahrnehmen der Bedingungen aktueller politischer Diskurse ist nötig, um verschiedene Perspektiven zu identifizieren, aufeinander zu



Matěj Frank, present/absent, 2018. ©Frank Foto: Kölbl

beziehen und sich selbst – sprachlich sensibel – positionieren zu können. Das ist ein komplexes und zeitintensives Unterfangen. Wo also damit anfangen? Es gibt viele Wege. Eine Möglichkeit besteht darin, in der Geschichte des Christentums nach bereits beschrittenen Wegen oder ersten Schritten auf dem Weg zu einer Positionierung angesichts gesellschaftlicher Herausforderungen zu fragen. Dabei muss es sich nicht um Schritte und Wege des Gelingens handeln, es können auch problematische Wege, die es heute und künftig zu vermeiden gilt, identifiziert werden. Hier kommt wieder die Rezeptionsgeschichte ins Spiel, liefert sie doch lehrreiche Beispiele dafür, weshalb sich die Frage nach den jeweiligen Interessen, die mit biblischen Lektüreprozessen einhergehen, als ebenso wichtig erweist wie ein (im besten Fall hermeneutisch und methodisch) reflektiertes Vorgehen in der Deutung biblischer Texte.

*Lässt sich Bibellektüre nun als gesellschaftsgestaltende, ja, vielleicht sogar -verändernde Tätigkeit beurteilen?* Nein. Bibellektüre allein ändert gar nichts an realen gesellschaftlichen Konstellationen. Es braucht mehr: zum einen eine realistische Einschätzung seitens der Lesenden hinsichtlich ihrer individuellen und gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Gestaltungskraft; zum anderen bedarf es der Bereitschaft, sich selbst mitsamt den eigenen Machtinteressen sowie den eigenen Lebenszusammenhang in der Lektüre biblischer Schriften infrage stellen zu lassen. Anders gesagt:

In der Anerkennung der Fremdheit dieser Texte, die vor so langer Zeit von so vielen Menschen angesichts ganz verschiedener Herausforderungen entstanden sind, *kann* der Anfangspunkt einer Wahrnehmungs- und Haltungsänderung gegenüber dem, was ist, liegen. Daraus könnten sich schließlich Hoffnungsszenarien entfalten, deren Strahlkraft sowohl unseren individuellen als auch kollektiven gesellschaftlichen Einfluss nachhaltig prägt. *Denn in der Auseinandersetzung mit biblischen Texten und gesellschaftlichen Realitäten gibt es keine Unparteilichkeit.*

Weiterführende Literatur findet sich unter:  
[khg.graz-seckau.at/bildungskultur/denkenglauben](http://khg.graz-seckau.at/bildungskultur/denkenglauben)



Christine Rajič,  
 geb. 1985 in St. Veit/Glan. Theologiestudium in Graz. 2013–2017 Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Neutestamentliche Bibelwissenschaft der KFU Graz. Derzeit Bildungsreferentin an der KHG Graz und Chefredakteurin der Zeitschrift *Denken+Glauben*.

Foto: KFU Graz

# Ein Wort.

Nüchternheit  
Von Jörg Wilkesmann

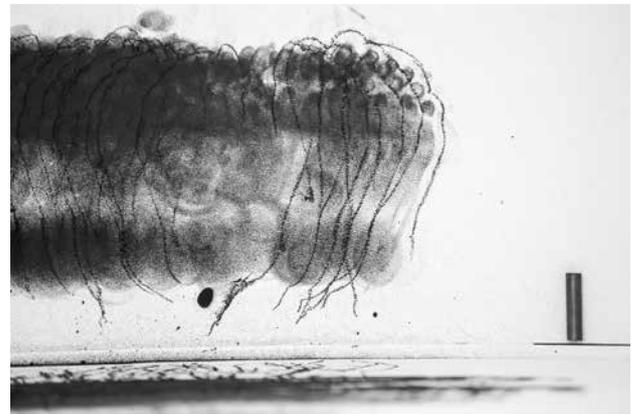
Am 6. August 1950 an der verschlafenen Grenzstation Germanshof, zwischen Deutschland und Frankreich gelegen: 300 Student/inn/en aus verschiedenen Ländern Europas stürmen die Grenze, bauen Schlagbäume auseinander, ziehen Grenzpfähle aus der Erde. Statt der nationalen Fahnen ziehen sie die Flagge der Europäischen Bewegung hoch. Fünf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges schien ein vereintes Europa notwendiger denn je.

Wie die Bevölkerung insgesamt dazu stand, ist mir nicht bekannt. Deutlich ist: Fast 70 Jahre danach ist nichts weiter entfernt als Begeisterung für Europa. Europa, das ist „Brüssel“, und Brüssel ist „Bürokratie“. Eigentlich haben die Staaten der Europäischen Union viele ihrer Kompetenzen bereits den europäischen Institutionen übertragen, im nationalen Rahmen ist gar nicht mehr so viel möglich wie ehemals. Darüber spricht nur niemand. Politiker/innen zählen positive Ergebnisse europäischer Verwaltung sich selbst zugute, Kompliziertes und Pleiten, Pech und Pannen – daran ist eben „Brüssel“ mit dem großen Beamtenapparat Schuld.

Europaskepsis macht sich breit bis in nationale Parlamente – und ins Europäische Parlament – hinein. Der Euro vereinfacht im kleinen Grenzverkehr und in Urlaubsländern der Eurozone das Bezahlen, das Ende der Roaming-Gebühren wird von allen Verbraucher/inn/en begrüßt. Aber solche kleinen Pluspunkte wiegen die negativen Themen nicht auf; diese sind oft von Ängsten besetzt, bei Themen wie Flüchtlingen oder sozialen Standards gehen die Wogen hoch. Emotional werden die Diskussionen geführt. Toleranz wird gefordert – für die eigene Meinung. Die abweichende Haltung ist üble Gesinnung, die man nicht beachten muss.

Vielleicht vergrößere ich jetzt. Was mir auffällt: Es wird immer seltener nüchtern argumentiert. Das wäre notwendig, aber es findet in der öffentlichen Diskussion kaum statt.

„Seid nüchtern und wachet!“, lautet die Mahnung am Schluss des Ersten Petrusbriefs. Also: Augen aufhalten, Fragen im Bewusstsein halten, Fakten sammeln, ein abwägendes Urteil fällen,



Matěj Frank, present/absent, 2018. © Frank Foto: Kölbl

verschiedene Sichtweisen einbeziehen. Das würde helfen, die Geister zu scheiden.

Ehrlicher Weise muss ich noch die Begründung, die der Erste Petrusbrief für Nüchternheit und Wachheit anführt, nennen: „... euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge.“ Nun, emotionsgeladene, polemische Reden brüllen einem die Ohren voll. Haben manchmal teuflische Wirkung, weil sie in die Enge treiben, Ängste fördern.

Als Beispiel für Nüchternheit ein Blick auf die Entstehung der Europäischen Union: Den Politiker/inn/n ging es in den Fünfzigerjahren nicht um Emotionen, sondern um Kohle. Und Stahl. Die Rohstoffe, die für Waffenproduktion gebraucht werden, sollten in der Mitte Europas gemeinsam erwirtschaftet – und damit kontrolliert – werden. Sechs westlich orientierte Staaten in West- und Mitteleuropa taten sich zu diesem Zweck zusammen. Die Regierungen schufen Institutionen, die eine Klammer bilden sollten.

Am Anfang stand also ein Akt von Regierungen. Keine Massenbewegung. Das Volk wurde nicht gefragt. Die ersten Wahlen in diesem Europa gab es erst Ende der Siebzigerjahre. Wahlen zu einem Parlament, das noch nicht einmal das volle Budgetrecht besaß. Die Dinge haben sich sehr langsam weiterentwickelt. Und sind seit der letzten Erweiterung für Laien unübersichtlich geworden.

Die europabegeisterten Student/inn/en des Jahres 1950 sind, falls sie noch leben, vor über 25 Jahren in Pension gegangen. Was bewegt Student/inn/en heute im Blick auf Europa? Ich empfehle: Nüchtern sein und wach bleiben.



Foto: Wilkesmann

Jörg Wilkesmann, geb. 1959. 1988–2015 Gemeindepfarrer in Nordrhein-Westfalen, im Saarland und in Rheinland-Pfalz. Seit 2016 Pfarrer in der Südoststeiermark. Gottesdienstcoach mit Zertifikat. Theologe auch nach zwei kirchlichen Examen. Seit 2008 Blogger mit nachlassender Intensität.

# Ununpolitisch

Von Harald Koberg

Wir brauchen den kritisch-politischen Blick auf die Unterhaltungsmedien mehr als deren Veränderung. Die Idee vom geeinten Europa ist aus der Mode gekommen. Das ist so zu einfach gedacht, spiegelt aber doch ein gutes Stück weit die Stimmung der auseinanderdriftenden Union wider. Da wird wieder verstärkt in kleinen sozialen Einheiten gedacht, und einzelne Figuren tragen die Hoffnungen von Mehrheiten.

Für die großen Geschichten der Unterhaltungsmedien ist all das kein bisschen neu. Dort waren es immer die Einzelnen, die das Schicksal ihrer Familie, ihres Volkes oder der ganzen Welt geschultert haben. Im „Wir gegen die Anderen“ liegt der Kern der großen Held/inn/engeschichten. Wie viel das eine mit dem anderen zu tun hat, ist sehr schwer zu sagen.

Tatsache ist, dass Unterhaltungsmedien voller gesellschaftspolitischer Wertsetzungen sind: Männer, die mutig sein, und Frauen, die gerettet werden müssen; Amerikaner/innen, die wieder und wieder den Weltuntergang verhindern, und gezielte Gewalt als einzige Lösung im Ernstfall. Helden wie *Ironman* schmunzeln über Einwände seitens gewählter Regierungen und nehmen die Dinge selbst in die Hand. *Spiderman* und *Batman* agieren illegal, haben aber Verbündete bei der Polizei, die wissen, dass es starke Männer braucht, die frei von rechtlichen Beschränkungen agieren können. Wie sonst soll das Böse zurückgedrängt werden? Beispiele wie diese finden sich nicht nur in Superheldenfilmen, sondern überall: vom Actionkino über Videospiele bis hin zu TV-Serien.

Doch was bedeutet das jetzt? Sind es Filme wie „Ironman“, Spiele wie „Assassin's Creed“ und Serien wie „The Walking Dead“, die dazu beitragen, dass viele Menschen am positiven Einfluss eines gemeinsamen Europas zweifeln? Wohl kaum. Die Erzählkulturen – vor allem die massentauglichen – haben sich in ihren grundlegenden Strukturen über die Jahrhunderte hinweg nur wenig verändert, die sozialen Wirklichkeiten um sie herum jedoch sehr wohl. Auffallend dabei ist, dass man Unterhaltungsmedien heute wieder politische



Matěj Frank, present/absent, 2018. ©Frank Foto: Kölbl

Agenden vorwirft, wenn sie von alten Stereotypen abweichen. Das Überraschende daran ist, dass daraus nicht der Schluss gezogen wird, dass auch die alten Stereotype letztlich politisch aufgeladen sind. Wenn also in einem Weltkriegsdrama eine Frau an der Front steht oder in der Rebellen-Armee im „Krieg der Sterne“ die Diversität steigt, wird dahinter eine politische Agenda vermutet. Aber die gewohnten Geschichten gelten als „normal“ und daher unpolitisch.

Wieder einmal sind die Medien also vielmehr Indiz als Ursache; Indiz dafür, dass wichtige Botschaften noch viel zu wenig angekommen oder schon wieder in Vergessenheit geraten sind. Die Menschenrechte, so kann man immer wieder einmal lesen, konnten nur in Reaktion auf die Grauen des Zweiten Weltkrieges derart flächendeckend Zustimmung finden. Auch die Idee eines geeinten Europas sei vor diesem Hintergrund groß geworden. Damals wurden im Kino weitgehend dieselben Heldengeschichten erzählt, aber da war ein historisch gewachsenes Bewusstsein für die Notwendigkeit von Zusammenarbeit. Die politischen Diskussionen um die Unterhaltungsmedien – vor allem das, was als „Normalität“ gar nicht erst diskutiert wird – sagen viel aus über die Gesellschaften um sie herum. Und sie zeigen, dass da nachgeschärft werden sollte – nicht so sehr inhaltlich in der Unterhaltungsbranche, sondern vielmehr hinsichtlich der Kritikfähigkeit und des politischen Bewusstseins des Publikums. Dann ist eine ernst gemeinte Auseinandersetzung mit Werten möglich, und im besten Fall bleibt am Ende die Erkenntnis, dass wir weiterhin am friedlichen Miteinander arbeiten müssen, auch wenn die Erreichung eines solchen fürs Kino zu langweilig wäre.



Foto: Anagnostopoulos

Mag. Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Pinaeva

## EUROPA – MIT HIRN UND HERZ

Seit 1951 – dem Gründungsjahr der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, an der die BRD, Frankreich, Italien, Belgien, Luxemburg und die Niederlande beteiligt waren, und aus der sich über die Jahre die Europäische Union entwickelt hat – steht der Begriff „Europa“ für ein einzigartiges Friedensprojekt, dessen Fortsetzung sich lohnt. Dieses Friedensprojekt leichtfertig aufs Spiel zu setzen, hieße in letzter Konsequenz, die heutigen EU-Mitgliedsstaaten unter einseitiger Betonung ihrer nationalstaatlichen Verfasstheit in einen Wettbewerb verschiedener nationaler Interessen zu entlassen, dessen Folgen aus heutiger Sicht schwer abschätzbar sind. – So könnte eine der zentralen Erkenntnisse des unter dem Titel „Ausgeträumt? Zur Europaskepsis ins Politik und Kirche“ Ende Oktober im Quartier Leech stattgefundenen Vortragsabends lauten. Der Politikwissenschaftler Anton Pelinka und der Theologe Sebastian Pittl stellten ihre Thesen und Hoffnungsszenarien im

Hinblick auf die Entwicklung Europas bzw. der Europäischen Union zur Diskussion. Pelinka näherte sich der spannungreichen Thematik an, indem er den Begriff „Europa“ auf die Europäische Union übertrug, ohne darüber hinwegzutäuschen, dass es auch andere Möglichkeiten gebe, Europa zu definieren. Unbenommen aller Errungenschaften der EU attestierte er ihr auch ein entscheidendes Manko: Die Europäische Union sei eine „Kopfgeburt“, entstanden in den Jahren nach der Schockstarre, die angesichts einer der größten Katastrophen des 20. Jahrhunderts eingesetzt habe. Die notwendigen rationalen Beweggründe seien durch die Berücksichtigung des „Bauchgefühls“ zu ergänzen. Pittl thematisierte schwerpunktmäßig Allianzen unterschiedlicher Art zwischen Vertreter/innen sehr konservativer Prägungen des Christentums und nationalistischen Gruppierungen bzw. Parteien wie der AfD; Allianzen, die er ironisierend als „ökumenisches Projekt“ beurteilte. Solchen Allianzen stellte er Papst Franziskus' Perspektive auf Europa gegenüber, wie er

sie beispielsweise 2014 in seiner Ansprache an das Europaparlament formuliert hat: „[...] die Stunde ist gekommen, gemeinsam das Europa aufzubauen, das sich nicht um die Wirtschaft dreht, sondern um die Heiligkeit der menschlichen Person, der unveräußerlichen Werte; das Europa, das mutig seine Vergangenheit umfasst und vertrauensvoll in die Zukunft blickt, um in Fülle und voll Hoffnung seine Gegenwart zu leben. Es ist der Moment gekommen, den Gedanken eines verängstigten und in sich selbst verkrümmten Europas fallen zu lassen, um ein Europa zu erwecken und zu fördern, das ein Protagonist ist und Träger von Wissenschaft, Kunst, Musik, menschlichen Werten und auch Träger des Glaubens ist. Das Europa, das den Himmel betrachtet und Ideale verfolgt; das Europa, das auf den Menschen schaut, ihn verteidigt und schützt; das Europa, das auf sicherem, festem Boden voranschreitet, ein kostbarer Bezugspunkt für die gesamte Menschheit!“ Europa bzw. die EU ist nach wie vor ein Projekt im Werden, dessen prozesshafter Charakter auch Ambivalenzen zu Tage treten lässt. Diese Ambivalenzen gilt es wahrzunehmen und zu bearbeiten – so kann man hinsichtlich der Zukunft Europas vorsichtig optimistisch sein.

*Christine Rajič*

## DIE LEECHKIRCHE BRAUCHT UNSERE HILFE

In der Universitätskirche Maria am Leech, der ältesten Kirche im Grazer Stadtzentrum, stehen dringliche Renovierungsmaßnahmen an: Die historischen Fenster müssen saniert und gesichert werden, der Hochaltar ist vom Holzwurm befallen, was dazu geführt hat, dass eine Figur vom Altar gestürzt ist. Wir bitten um Ihre finanzielle Unterstützung zur Erhaltung dieses kostbaren steirischen Kunst- und Kulturgutes.

*Spenden erbitten wir auf das Konto:*  
Katholische Hochschulgemeinde Graz,  
Stmk. Bank und Sparkassen AG,  
IBAN: AT312081503300700543  
Verwendungszweck: 42/967 (Leechkirche)

## ALLTAG IN TAIZÉ

27. August 2018, 6:00.

Treffpunkt: Bischöfliches Ordinariat.

6:15. Unsere Gruppe wäre bereit für die Abfahrt, doch der Bus fehlt. Nach einem langen Kaffee starten wir dann doch in Richtung Taizé – mit eineinhalbstündiger Verspätung. Nach dreizehnstündiger Fahrt freuen wir uns auf ein Bett und eine Dusche.

Am nächsten Tag sind wir bereits voll in den Taizé-Alltag integriert, der anfangs einen leichten Kulturschock auslöst: Gesungene Gebete (morgens, mittags, abends) sowie Bibleinführungen (vormittags oder nachmittags) bilden einen fixen Bestandteil des



Foto: Kaltenböck

Tages. Damit der Alltag funktioniert, muss jede/r mit anpacken. Da wir erst Montagabend angekommen sind und das Prinzip „Wer zuerst kommt, malt zuerst“ gilt, werden wir prompt dem Putztrupp zugeteilt, wobei die Aufgabe teilweise nicht so genau genommen wird ... Für Motivierte und Interessierte gibt es vor Abendessen auch Workshops. – Das klingt nach viel Programm, und das ist es auch. Trotzdem finden wir zwischendurch Zeit, uns ein wenig dem Trubel zu entziehen – was gar nicht so einfach ist, wenn man bedenkt, dass man mit 1000 anderen Menschen jeden Alters und unterschiedlicher Herkunft zusammenlebt. Vier Tage lang schließen wir neue Bekanntschaften, sammeln viele tolle Eindrücke und lernen das einfache Leben der Taizé-Gemeinschaft kennen.

1. September, 7:00.

Wir sind startklar für die Heimreise. Leider ist die Fahrt etwas problematisch und mit leichten technischen Schwierigkeiten

verbunden, aber der kleine Nervenkitzel vertreibt uns ein wenig die Langeweile während der fünfzehnstündigen Heimreise ins regnerische Österreich.

Lea Kaltenböck

## DANKE, MATTHIAS!

Von Oktober 2017 bis Juni 2018 hat uns Matthias Ehrenhuber in der KHG im Rahmen seines Zivildienstes tatkräftig in der Begleitung und Betreuung der Studierenden unterstützt. Studierende und Mitarbeitenden bist du stets mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Mit deinem technischen Talent sowie deiner räumlichen Vorstellungsgabe hast du u. a. Studierende und Mitarbeiter/innen mit dem E-Lastenrad vertraut gemacht, ihnen die Student/inn/enstadt Graz vorgestellt etc. Mit deinem lösungsorientierten Wesen hast du vielfältige Möglichkeiten für ein gelingendes Zusammenleben im Quartier Leech aufgezeigt und nicht wenige mit uns auch umgesetzt.

Lieber Matthias, wir dürfen dir hiermit offiziell den Titel BESTER ZIVI DES JAHRES 2017 verleihen! Wir danken dir für deinen Einsatz und freuen uns, dass du



Foto: KHG

dich bei uns wohlgeföhlt hast. Wir wünschen dir alles erdenklich Gute für deine Zukunft – und wir haben keinen Zweifel daran, dass du deinen Weg gehen wirst, und hoffen, dass du dem Quartier Leech auch in Zukunft treu bleiben wirst.

Stephanie Graf

## SEID HERZLICH GEGRÜSST!

Mein Name ist Judith Gabriel – im Herbst habe ich die Funktion der Heim- und Wirtschaftsleitung im Quartier Leech übernommen.

Ursprünglich komme ich aus Stall im Kärntner Mölltal, wo ich umgeben



Foto: Privat

von liebevollen Menschen, Tieren und viel Natur aufgewachsen bin. Nach der Matura an der HLFS Pitzelstätten hat mich mein Weg nach Niederösterreich geführt, wo ich am FH Campus Wieselburg ein Bachelorstudium im Bereich Produktmarketing und Projektmanagement abgeschlossen sowie Qualifikationen in den Bereichen Qualitätsmanagement und Abfallwirtschaft erworben habe.

Meine Verbundenheit zu Graz hat bereits im Kindesalter begonnen, und seit 2014 bin ich hier auch beheimatet. In den vergangenen vier Jahren war ich bei der Volkshilfe Steiermark angestellt, zuletzt als Personalverrechnerin. Derzeit absolviere ich das Masterstudium Angewandte Ethik an der KFU.

In meiner Freizeit reise ich gerne und verarbeite Erlebtes vorzugsweise in guten alten Fotoalben. Diverse Haus- und Handarbeiten sowie sportliche Betätigungen wirken auf mich meditativ. Ich genieße es, Musik zu hören, besonders live. Bei Museums- und Ausstellungsbesuchen gewinne ich gerne neue Eindrücke, und in Second-Hand-Geschäften oder auf Flohmärkten kann man mich beim Stöbern ertappen.

Ich möchte mich auf diesem Weg für die herzliche Aufnahme im QL bedanken! Ich freue mich sehr auf die Aufgaben, die mich erwarten, und auf die Zusammenarbeit mit den Kolleg/inn/en und Studierenden.

Judith Gabriel

## VORSTELLUNG VON P. TONI WITWER SJ

Ältere können sich vielleicht an mich erinnern, nicht jedoch die heute Studierenden, für die ich mich gerne kurz vorstelle. 1998 endeten für mich fünf schöne Jahre als Spiritual des Grazer Priesterseminars, und ich bin dankbar, 20 Jahre später in neuer Mission in diese Stadt zurückkehren zu dürfen.



Foto: Privat

Als ältestes von fünf Kindern 1948 in Thüringen/Vorarlberg geboren, studierte ich in Innsbruck Theologie und wurde 1975 zusammen mit meinem ein Jahr jüngeren Bruder zum Priester geweiht. Ein Jahr später war die Entscheidung reif, in den Jesuitenorden einzutreten. Acht Zeilen schrieb ich damals in mein Tagebuch:

*Ich liebe das Leben,  
das Du mir gegeben.  
Ich gehe gelassen  
den Weg und die Gassen,  
von Händen getragen,  
die niemals versagen.  
Ich lasse mich binden,  
um Dich zu verkünden.*

Die Dankbarkeit für das Leben und meine Berufung haben mich durch all diese Jahre begleitet und mir innere Freiheit und Gelassenheit geschenkt, die nicht mein Verdienst sind. Als Spiritual im *Canisianum* in Innsbruck, im Wiener und Grazer Priesterseminar habe ich versucht, aus dieser Haltung den Glauben an Jesus Christus zu leben und zu bezeugen. Die 20 Jahre als Professor für Spiritualität an der Universität Gregoriana in Rom und die Arbeit im Generalat der Jesuiten als Generalpostulator haben zur weiteren Vertiefung der Lebensfreude beigetragen. Die Freude am Glauben und die Dankbarkeit für das Leben möchte ich in denen stärken, die mir hier in Graz in meiner neuen Aufgabe begegnen.

Toni Witwer SJ

## REGIONALES TAIZE-JUGENDTREFFEN IN GRAZ

*In resurrectione tua, Christe.*

Noch immer höre ich die Gesänge. Mehrere hundert Stimmen singen – begleitet von wunderbaren Musiker/inne/n. Gänsehaut. Zusammen. *Jésus le Christ, lumière intérieure.* Noch immer sehe ich das Licht der Kerzen. Hunderte Kerzen. Während der Gebete und vor allem in der Nacht der Lichter. Auferstehung feiern. Zusammen. *Ne félj, ne aggódj.* Noch immer habe ich all diese für mich fremden Worte im Kopf. So viele verschiedene Sprachen, die doch immer wieder etwas Gemeinsames finden und dafür sorgen, dass so viele wie möglich so vieles wie möglich verstehen. Internationalität. Diversität. Zusammen. *Aber du weißt den Weg für mich.* Noch immer denke ich an all die Wege. An die Wege zu den Gebeten, zu den Gastgeber/inne/n, zum morgendlichen Austausch, zum gemeinsamen Mittagessen, zu den Workshops, zum Tee am Abend. Wege, die Erfahrungen geschaffen und Einblicke gegeben haben – vom Austausch über das „typisch Steirische“ bis hin zu den Rändern der Gesellschaft. Und immer

wieder ergibt sich eine neue Gemeinschaft für den Moment. Facettenreichtum. Zusammen. *Let all who are thirsty come.* Noch immer spüre ich das typische Taizé-Feeling, wenn ich an das gemeinsame Essen und vor allem den warmen Tee am Abend denke. Danke. Zusammen. *Auf dich vertrau' ich und fürcht' mich nicht.* Noch immer trage ich das Motto „Sharing Future“ und den Mut, aufzustehen und die Zukunft mitzugestalten, in mir. Ich hoffe und wünsche mir, dass es auch anderen so geht und wir etwas verändern können, indem wir Zukunft teilen. Zusammen. *Sit nomen Domini.*

Laura Meemann

## EIN NEUER ZIVI IST IM HAUS

Mein Name ist Nikolaus Stadlmann.

Meine Hobbys sind Volleyballspielen, Radfahren und Skifahren. Außerdem gehe ich in meiner Freizeit gerne ins Fitnessstudio oder treffe mich mit Freund/inn/en. Manchmal treffen wir uns, um Fußball zu spielen, manchmal aber auch nur, um Zeit miteinander zu verbringen und zu reden. In diesem Sommer habe ich mit vier Freunden sogar eine Interrail Reise durch Europa gemacht, auf der wir



Foto: Privat

viel Spaß zusammen hatten. Alle Städte, die wir auf der Reise besucht haben, waren sehr sehenswert, doch vor allem Berlin hat mich begeistert. Außerdem habe ich in diesem Jahr mit denselben Freunden im Bischöflichen Gymnasium maturiert, und nächstes Jahr plane ich, ein Studium zu beginnen. Jetzt bin ich gespannt, was

mich im vor mir liegenden Lebensabschnitt erwartet, auch wenn ich etwas wehmütig auf die Schulzeit zurückblicke. Bis vor kurzem habe ich bei meinen Eltern in Laßnitzthal gewohnt, jetzt aber bin ich in eine Wohnung in Graz gezogen. In Laßnitzthal habe ich nicht nur mit meinen Eltern, sondern auch mit meiner Schwester und Oma zusammengelebt. Einerseits finde ich es natürlich sehr schade, jetzt nicht mehr mit meiner Familie zusammenzuleben, andererseits freue ich mich sehr auf das Stadtleben und die Unabhängigkeit. Und selbstverständlich freue ich mich auch auf meine neue Tätigkeit hier in der KHG.

*Nikolaus Stadlmann*

## ALLES GUTE, STEPHANIE GRAF!

Studienverläufe werden rascher und kompakter, die Aufenthaltsdauer im Studierendenheim kürzer – und möglicherweise damit in Zusammenhang stehend wechselt



Foto: KHG

auch die Heimleitung in der KHG rascher als in vergangenen Zeiten. Nach nicht einmal zwei Jahren als Heim- und Wirtschaftsleiterin verlässt Stephanie Graf die KHG, weil sie von der Caritas Steiermark ein sehr spannendes und herausforderndes Arbeitsangebot erhalten hat.

Liebe Stephi, gemeinsam haben wir das Innovationsprojekt „Paradise L.“ begonnen; der von Papst Franziskus geprägte und von uns für dieses Projekt adaptierte Satz „Mischt euch ein!“ passt auch zu deinem couragierten Arbeiten im Quartier

Leech insgesamt. Dass du neben deiner Tätigkeit für die Katholische Hochschulgemeinde und das Afro-Asiatische Institut auch noch ein Masterstudium absolviert und abgeschlossen hast, verdient Anerkennung. Dies zeigt, dass du eine zielorientierte, fleißige und engagierte Arbeiterin bist. Für deinen Einsatz in der KHG darf ich dir als Hochschulseelsorger sehr herzlich danken!

Für deine verantwortungsvolle Aufgabe bei der Caritas Steiermark wünschen wir dir viel Freude und Segen, und wir hoffen, dich auch in Zukunft dann und wann im Quartier Leech begrüßen zu dürfen!

*Alois Kölbl*

## FROHBOTSCHAFT UNSERER FAHRT NACH HALOZE

In jenen Tagen erließ Priester Alois den Befehl, alle neuen Bewohner/innen des Heimes in Wagenlisten einzutragen. Dies geschah zum dritten Mal; damals war Wolfgang Jesuitenpater am Leech. Da ging jede/r in ihren/seinen Wagen, um sich nach Seggauberg fahren zu lassen. So zogen wir von der steirischen Stadt Graz hinunter nach Podlehnik bei der Stadt Ptuj, die auch Pettau heißt. Denn wir waren aus den Häusern B2, E45, L22, L24, S4 und S6. Aus dem Geschlecht Adams stammen wir. Wir wollten uns einchecken lassen bei den Minoriten, unserem Gastgeber, der uns mit Speis und Trank aufwartete. Als wir dort waren, kam für uns die Zeit unserer Wallfahrt, und Brigitte und Barbara gebaren die Idee, diese rückwärts zu „Vandan“. Sie brachten uns in eine Buschenschank und setzten uns in eine Kirchenbank, obgleich auch unter dem Schutzmantel der Madonna Platz für uns war. In jener Gegend wuchs auf malerischen Hügeln Wein und Wolfgang vom Leech sammelte Maroni mit seiner Herde. Da trat der Engel Stephan inklusive Navi zu ihnen, und der Glanz der Sonne umstrahlte die Weinberge. Sie fürchteten sich sehr, der Engel aber sagte

zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch einen richtigen Weg, der das ganze Volk heimbringen soll: Heute ist euch in der Stadt Ptuj der Pater begegnet; er ist der Beter, der 20-minütige. Und Ptuj soll euch als Ausgangspunkt dienen: Ihr werdet Wein finden, der in Fässern gelagert in einer Krippe liegt. Und plötzlich war bei dem Winzer ein großes beschwipstes Heer, das den Einpark-Gott lobte und sprach: Verewigt seien der Liederabend und die Ligretto-Schlacht sowie das Tischfußball- und Tischtennispielen und Dank den Wagenlenker/inne/n. In Ewigkeit, Maroni.

*Theresa Bartinger, Felix Giner,  
Laura Meemann*

## † PATER SEVERIN SCHNEIDER

Am 10. November ist am Seckauer Friedhof nach einem Pontifikalgottesdienst in der übervollen Abteikirche, dem Erzbischof Franz Lackner vorstand, der ehemalige Prior-Administrator der Abtei und Direktor des Abteigymnasiums Pater Severin Schneider zu Grabe getragen worden. Gemeinsam mit dem damaligen Hochschulseelsorger Egon Kapellari hat er in den 60er-Jahren segensreich als Studierendenseelsorger in der Katholischen Hochschulgemeinde in Graz gewirkt. In seinem Nachruf wies Altbundeskanzler Wolfgang Schüssel darauf hin, wie sehr Pater Severin es verstand, Studierende zu prägen und ein geistliches Vorbild zu sein. Besonders prägend in Erinnerung blieben ihm als damaligem Vorsitzenden der Katholischen Hochschuljugend Österreichs ein Gottesdienst 1966 an der Grenze des Eisernen Vorhangs und die Predigt Pater Severins, damals Geistlicher Assistent der Hochschuljugend, vor hunderten Studierenden, die an einer Wallfahrt teilgenommen hatten. Der Same, den Pater Severin in den Herzen vieler Menschen gesät hat, möge weiterhin wachsen und gedeihen. R.I.P.

*Alois Kölbl*

## LESEKREIS

### Ich mach' mir die Welt LAUDATO SI mir gefällt.

Wir sind täglich herausgefordert. Die Komplexität der sich rasant verändernden globalisierten Welt konfrontiert uns mit wachsender sozialer Ungleichheit, Umweltverschmutzung, Klimaveränderung, Hunger, Armut, Technologiemissbrauch etc.



Foto: KHG

Was müssen wir wirklich wissen? Wo sollen wir hinsehen? Was wollen wir uns zumuten? Müssen wir die Dinge, die uns betroffen machen, so hinnehmen, wie sie sind, oder können wir sie beeinflussen und verändern? Und ab wann oder wie müssen wir uns einmischen bzw. Einfluss nehmen? Im Gemeinschaftsgarten „Allmende

Leech“ geht es im Winter etwas ruhiger zu. Darum nutzen wir die Gelegenheit, uns an vier Terminen mit Papst Franziskus' Umweltenzyklika auseinanderzusetzen und nach Verbindungen mit unserem Alltagsleben zu fragen. Die radikalen Aussagen benötigen vielleicht die eine oder andere Übersetzung in unseren persönlichen Sprachgebrauch, damit das Spannungsfeld zwischen Verantwortung und Überforderung verkleinert werden kann und wir die bereits gelebten Handlungsspielräume in unserem Leben identifizieren und neu wahrnehmen können.

TERMINE (jeweils um 19:00 im John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3):

**17.10.2018**, Vorbesprechung

**21.11.2018**, Kapitel 1+2

**19.12.2018**, Kapitel 3+4

**16.1.2019**, Kapitel 5+6

*Nähere Informationen:*  
rinner@khg-graz.at

Die Bücher können im Pastoralbüro abgeholt werden.

*Brigitte Rinner*

## KHG-GOTTESDIENSTE

**MO–FR 12:00**, *Break4Prayer*, Hauskapelle, Leechgasse 24/II

**SO 18:15**, *Messe in der Stadtpfarrkirche*, Herrengasse 23, anschließend Agape

**DI 7:15**, *Messe in der Hauskapelle der KHG*, Leechgasse 24/II, anschließend gemeinsames Frühstück

**MI 18:00**, *Studierendengottesdienst in der Leechkirche*, Zinzendorfsgasse; an jedem letzten Mittwoch im Monat: *Gottesdienst der Nationen*

**ACHTUNG:** Im **DEZ** entfallen die Studierendengottesdienste. Stattdessen feiern wir am **05., 12. und 19. DEZ** um **06:00** die *Rorate*.

**DO 7:15**, *Frühmesse im Elisabethheim* (siehe Aushang)

**FR 7:15**, *Messe in der Kapelle des John-Ogilvie-Hauses*, Zinzendorfsgasse 3

**FR 20:00–21:00**, *Nachtgebet in der Stiegenkirche* (siehe Aushang)

**JEDEN LETZTEN DIENSTAG IM MONAT: Taizégebet in der Stiegenkirche**

*Achtung: In der vorlesungsfreien Zeit entfallen die KHG-Gottesdienste (Ausnahmen sind im Kalendarium einsehbar)*

KATHOLISCHE   
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.  
Herzlichen Dank!  
Katholische Hochschulgemeinde Graz  
Stmk. Bank u. Sparkassen AG  
Kto-Nr: 03300 700 543  
BLZ: 20815  
IBAN: AT312081503300700543  
BIC: STSPAT2G  
Verwendungszweck:  
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

## Impressum

DENKEN + GLAUBEN  
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

*Chefredaktion:*  
Christine Rajič

*Redaktionsteam:*  
Jennifer Brunner  
Martin Gsellmann  
Agnes Hobiger  
Harald Koberg  
Martina Linzer  
Helga Rachi  
Günter Schuchlautz  
Anton Tauschmann  
Jörg Wilkesmann

*Medieninhaber und Herausgeber:*  
Katholische Hochschulgemeinde Graz  
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz  
Tel. 0316/32 26 28  
www.khg-graz.at

*Layout und Satz:*  
Wolfgang Rappel

*Druck:*  
Universitätsdruckerei Klampfer,  
St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.*

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rajic@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: rajic@khg-graz.at

Cover: Branko Lenart, Die Arme des Grenzgängers umarmen die Grenze, 2017/18. © Branko Lenart



Matěj Frank, MONOLOG (IN – OUT), 2018. ©Frank. Foto: Kölbl

### MONOLOG (IN – OUT)

1915 wurde der am Berliner Psychologischen Institut entwickelte „Richtungshörer“ patentiert. Er kam in der Folge vor allem in der militärischen Aufklärung zum Aufspüren feindlicher Geschützstellungen und angreifender Flugzeuge zum Einsatz. Der tschechische Künstler Matěj Frank macht sich das Wissen um das mit dem Aufkommen des Radars obsolet gewordene Gerät zunutze, indem er die ausgeklügelte Technologie für eine künstlerische Intervention an einem sozialen Handlungsort im urbanen Raum nützt. Eine Holzskulptur neben der ältesten Kirche von Graz öffnet sich mit einem großen Trichter hin zur Geräuschkulisse der belebten Straßenachse und der temporär zum Begegnungsraum gestalteten Grünfläche unter ihr. Subtil werden in der künstlerischen Intervention Empfangs- und Hörtrichter auf einer Ebene in derselben Richtung miteinander verknüpft. Mit Blick auf einen Sakral- und einen Sozialraum verschwimmen akustische Innen- und Außenwahrnehmung.

DI 19:00 **TAIZÉ-GEBET**  
An jedem letzten DI im Monat  
*Stiegenkirche, Sporgasse 21*

MO 19:30 **MAGIS-GRUPPE**  
14-tägig, jeweils MO, 19:30; Neuzugänge sind jederzeit willkommen!  
Glauben konkret leben durch verschiedene Experimente  
*Information und Anmeldung: both@khg-graz.at*  
*Meditationsraum bei den Helferinnen, Leechgasse 34*

## NOV 2018

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)

MI 21 19:00 **VERNISSAGE: LUCIA DELLEFANT. OURCONOMY**  
*QL-Galerie, Leechgasse 24 (zu sehen bis Ende DEZ)*

## DEZ 2018

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)

SA 1 - MO 24 **ADVENTKALENDER IN DER ZINZENDORFGASSE**  
**FOLGE DEM STERN!** Die KHG gestaltet einen Adventkalender, der in den Schaufenstern in der Zinzendorfsgasse zu sehen sein wird. Folge dem Stern und erlebe die eine oder andere kleine Überraschung! *In Kooperation mit dem Verein Zinzengrinsen*

MI 5 - MI 12 - MI 19 6:00 **RORATEN IM ADVENT**  
*Leechkirche, anschließend gemeinsames Frühstück an verschiedenen Orten*  
*In Kooperation mit KHJ, Forum GWK, TheoZentrum*

DO 6 16:00 **ERÖFFNUNG DES GLÜHWEINSTANDS IM PARADISE L.**  
*Öffnungszeiten: In der Adventzeit jeweils DI-DO ab 16:00, Zinzendorfsgasse 3*  
*Musikalische Gestaltung: A cappella Ensemble AVOCALO (im Rahmen der Reihe „paradise live“)*  
*Zugunsten der Caritas und der Renovierung der Leechkirchenfenster*

MO 24 24:00 **CHRISTMETTE IN DER LEECHKIRCHE**  
*Leechkirche*

MO 24 19:00 **INTERNATIONALE WEIHNACHTSFEIER IM QUARTIER LEECH**  
Für Studierende, die Weihnachten in Graz verbringen  
*Information und Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at*

FR 28 - DI 1 JAN **FAHRT ZUM TAIZÉ-TREFFEN NACH MADRID**  
*Information und Anmeldung: both@khg-graz.at*

## JAN 2019

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)

DO 10 19:00 **VERNISSAGE: WOLFGANG BECKSTEINER. ALS DER STRICH BEGANN DEN RAUM FÜR SICH ZU ENTDECKEN**  
*QL-Galerie, Leechgasse 24 (zu sehen bis Ende FEB)*

SO 20 19:00 **GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT KARLAU**  
*Information und Anmeldung: both@khg-graz.at*  
In der *Justizanstalt Graz-Karlau* einen Gottesdienst gemeinsam mit den Insassen feiern

## FEB 2019

[www.khg-graz.at](http://www.khg-graz.at)

SA 9 - SO 17 **KHJÖ-FEBRUAREXKURSION NACH POLEN**  
*Infos und Anmeldung: khjoesterreich@gmail.com*

## Being Europe

Muss Europa, muss die EU gerettet werden? Wenn ja: Lohnt sich ein solcher Rettungseinsatz überhaupt? Die Beiträge der aktuellen D+G-Ausgabe beziehen Stellung. Sie liefern unterschiedliche Antworten, reflektieren Rechte und Pflichten europäischer Bürger/innen – und sie stellen die Frage, auf wen das Attribut „Europäer/in“ eigentlich zutrefte. Und es zeigt sich: Man kann nicht von Europa reden, ohne die Welt insgesamt im Blick zu haben und die (unvereinbaren) Gegensätze, die hier aufeinandertreffen, zu benennen. Für nicht wenige in Europa lebende Menschen käme dies einer Kehrtwende gleich. – „Wege der Hoffnung“ lautet der Titel eines Büchleins, das Stéphane Hessel und Edgar Morin vor einigen Jahren veröffentlicht haben und in dem sie betonen, dass es eine Politik brauche, die den Menschen ins Zentrum rückt. Damit identifizieren sie eine wesentliche Dimension einer solchen Kehrtwende. Vielleicht sind wir auf Mahner/innen und Fürsprecher/innen wie sie angewiesen, um uns schließlich selbst zu ermutigen, das Wagnis einer neuen Solidarität für Europa und die Welt einzugehen.

*Christine Rajič, Chefredakteurin*